

Der gute Kriminalroman

*

Detektiv Schaper

Detektiv Schaper

Kriminalroman

von

M. v. NEUHOF



VERLAG MODERNER LEKTÜRE G.M.B.H.
BERLIN SO 16, MICHAELKIRCHSTRASSE 23a

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, einschließlich das
Verfilmungsrecht, vorbehalten. — Copyright 1933 by
Verlag moderner Lektüre, G. m. b. H., Berlin SO 16
Buchdruckerei P. Lehmann, G. m. b. H., Berlin SO 16

Erster Teil

Falsches Geld

1. Kapitel.

Wo die Dürftigkeit wohnt...

Detektiv Fritz Schaper reichte seinem Gegenüber die Banknote zurück.

„Tadellos, Herr Geheimrat, wirklich tadellos, da gebe ich Ihnen recht“, meinte er ernst. „Aber die Leute suchen — das hieße einen Heuhaufen nach einer Stecknadel durchstöbern — um einen etwas abgedroschenen Vergleich heranzuziehen“, fügte er hinzu.

Der Geheime Regierungsrat Winter hatte den Fünfhundertmarkschein sorgfältig in seine Briefftasche zurückgelegt und seufzte.

„Sie haben nur ausgesprochen, was mir schon seit einiger Zeit klar ist, Herr Schaper“, sagte er, seinen wohlgepflegten grauen Spitzbart durch die Finger gleiten lassend. „Zwei Monate, nein, bereits länger, ist unsere Berliner Kriminalpolizei nun schon hinter den Leuten her — vergeblich, total vergeblich! Noch nicht einmal einen geringen Anhalt hat man dafür entdeckt, wo diese Menschen zu suchen sind, ob es sich um ein grö-

beres Gauner-Konsortium handelt oder ob nur wenige bei dieser unglaublichen Geschichte beteiligt sind. Dabei hat die Kriminalpolizei nichts unversucht gelassen, um den Fälschern auf die Spur zu kommen. Nun bin ich in meiner Not zu Ihnen gelaufen, nachdem mir heute morgen die Deutsche Bank abermals sechs dieser leider Gottes nur allzu gut gelungenen Falsifikate zugestellt hat, die bei einer großen Revision der Banknotenbestände herausgefunden worden sind. Und wer weiß, wie viele von den Dingen den Beamten trotz aller Achtsamkeit noch durchgeschlüpft sind! Denn die Fälschungen sind ja nur an ganz, ganz winzigen Unterschieden zu den echten Scheinen erkennbar.“

„Die Sache kann allerdings eine böse Unsicherheit auf dem Geldmarkt hervorrufen, wenn man die Fabrikanten dieser Falsifikate nicht bald kaltstellt“, meinte Schaper zerstreut.

Ihm war dieser Besuch des Vorstandes der zweiten Abteilung der Reichsdruckerei, in der die Reichsklassenscheine hergestellt werden, nämlich zur Zeit recht wenig angenehm. War er doch gerade dabei gewesen, mit seinem Bürovorsteher alles Nötige genau zu vereinbaren, um dann mit dem Mittagzuge endlich einmal als freier Mann eine längere Erholungsreise antreten zu können, die ihm nach diesen ersten zwei Jahren seiner Tätigkeit als Detektiv dringend not tat, da er bisher kaum einen Tag zur Ruhe gekommen war und seine pekuniären Verhältnisse ihm recht wohl gestattet, einige Wochen vollständig auszuspannen

und seinen lange gehegten Plan, die Schweiz und Italien zu durchwandern, ausführen zu können.

Daher brachte er diesem Kriminalfall, der seit zwei Monaten nicht allein die Berliner, sondern auch die Polizei der benachbarten Staaten in Atem hielt, recht wenig Interesse entgegen. Mit voller Absicht, da er eben nur zu gut wußte, daß, wenn sein ruheloser Geist sich erst einmal mit dieser Fälschergeschichte zu beschäftigen begann, er davon nicht wieder ablassen konnte.

„Wie wär's, wenn Sie sich dieser Sache annehmen würden? — Bedenken Sie — es sind dreitausend Mark für die Feststellung der Fälscher ausgesetzt!“

Schaper, der eben in Gedanken ausgerechnet hatte, daß ihm bis zur Abfahrt des Schnellzuges nach München nur noch eine Stunde blieb, schaute auf.

„Ich selbst bin leider nicht imstande, mich der Angelegenheit zu widmen“, erwiderte er diplomatisch, da er es mit dem Beamten nicht verderben wollte. „Noch heute gedenke ich für einige Zeit zu verreisen, da ich meinen Nerven endlich einmal eine Weile Ruhe gönnen muß. Ich werde jedoch meinen Leuten Anweisung geben, daß sie die Sache im Auge behalten.“

Der Geheimrat schien sichtlich enttäuscht zu sein.

„Schade, sehr schade“, sagte er unmutig. „Gerade von Ihrer persönlichen Hilfe hatte ich mir so viel versprochen. Ihr Personal in Ehren, Herr Schaper! Aber es gibt doch nun einmal nur

einen Fritz Schaper auf der Welt, und der kann doch seine Findigkeit und seinen Scharfsinn nicht hierlassen — leider nicht!“

Der Detektiv verbeugte sich leicht.

„Vielen Dank für das Kompliment, Herr Geheimrat. — Wollen wir uns nicht dahin einigen, daß ich Ihnen verspreche, sofort zurückzulehren, sobald auch nur die leiseste Spur von den Fälschern gefunden ist? — Sie werden selbst einsehen, daß bei der augenblicklichen Lage der Sache sich nichts tun läßt, gar nichts. Die Kriminalpolizei hat ja nicht einmal festzustellen vermocht, woher auch nur ein einziges der Fälsficate stammt — ich meine, wer es ausgegeben hat. Wo sollte ich also mit meinen Ermittlungen beginnen?“

Winter nickte. „Das stimmt leider! — Gut also, Herr Schaper, lassen wir es dabei. Auf ein Telegramm von mir stellen Sie sich uns zur Verfügung. Nur müssen Sie mich von Ihrem jeweiligen Aufenthaltsort verständigen.“ —

Die Herren trennten sich dann mit freundschaftlichem Händedruck.

Am Abend desselben Tunitages, an dem diese Unterredung stattgefunden hatte, saßen in einem sehr bescheiden eingerichteten Zimmer drei Personen um einen von einer Gaslampe bestrahlten Tisch und verzehrten schweigend ihr einfaches Abendbrot.

Jetzt schob Horst-Günther v. Molnar den Teller beiseite und faltete die Serviette, zwischen deren vielfach geflickten Stellen die in gelber Seide

gestickte Adelskrone beinahe komisch wirkte, sorgfältig zusammen. Dann zog er die Uhr, ein schweres, altväterisches Ding, und schaute nach der Zeit.

„Ich werde noch ein wenig ausgehen“, meinte er zögernd. „Der Juniabend ist zu schön, um ihn hier in der Stube zuzubringen.“

Schon wollte er den Stuhl zurückschieben und sich erheben.

Aber ein strenger Blick der Majorin bannte ihn noch an seinen Platz.

„Astrid, räume den Tisch ab“, sagte Frau v. Molnar kurz zu ihrer jüngsten Tochter, einem elfenhaft zarten Geschöpfchen, dessen feines Antlitz mit den großen, dunklen Augen unfehlbar schön zu nennen gewesen wäre, wenn es nicht einen so krankhaft bleichen Teint gehabt hätte.

Und zu ihrem einzigen Sohne gewandt, fügte die Majorin hinzu:

„Bleibe noch hier, Horst-Günther. Ich habe mit euch zu reden.“

Wieder herrschte Schweigen in dem kleinen Zimmer, dessen wertvollster Schmuck die alten Oelgemälde derer von Molnar waren, die man ohne jede Spur von Geschmack dicht nebeneinander an den Wänden aufgehängt hatte und die in ihren leuchtenden Offiziersuniformen der letzten zwei Jahrhunderte in diese ärmliche Umgebung gar nicht hineinpasteten. — Flink und geschickt trug Astrid indessen die Teller und Schüsseln hinaus in die Küche, in der nur ein trübes Lämpchen brannte, das ständig einen unangenehmen Petro-

leumduft verbreitete und trotzdem immer wieder benutzt wurde, weil es die billigste Art von Beleuchtung blieb.

Mutter und Sohn hatten jeder einen Teil der Abendzeitung vorgenommen und vertrieben sich mit Lesen die Zeit, bis Astrid sich dann zu ihnen an den Tisch setzte und ihre Stickerei vor sich ausbreitete.

Die Majorin faltete die Beilage zusammen. Ihr fiel es offenbar schwer, das vorzubringen, was sie ihren Kindern zu sagen hatte, denn sie beeilte sich beim Fortlegen des Blattes keineswegs.

Endlich begann sie dann, indem sie sich in ihrem Korbsessel zurücklehnte und starr vor sich auf das Muster der bunten Tischdecke blickte:

„Ich habe heute nachmittag einen Ausgaben-Überschlag über das verflossene Vierteljahr gemacht. Das Resultat ist ein trauriges. Wir haben vierhundert Mark mehr verbraucht, als unsere Einnahmen dies zulassen, das heißt, wir haben — — diese Summe von dem kleinen, uns gebliebenen Kapital verausgabt.“

Eine Weile war es totenstill in dem Zimmer. Dann meinte Horst-Günther leicht gereizt, wobei er die Mutter merkwürdig forschend anblickte:

„Ich begreife das nicht. Maximiliane zahlt uns doch monatlich eine — eine Beihilfe von dreißig Mark, Astrid verdient durchschnittlich zwanzig und ich gebe von meinem Riesengehalt gleichfalls dreißig Mark ab. Wir stehen also doch bes-

ser als früher! Und trotzdem ist das Kapital angegriffen worden?! Mir unverständlich!“

„Du vergißt, daß diese Wohnung, die wir seit Ostern inne haben, monatlich fünfunddreißig Mark mehr kostet als unsere erste hier in Berlin“, erwiderte die Majorin streng. „Ferner übersiehst du, daß die Lebensmittel jetzt hier geradezu horrend teuer sind und daß du, lieber Horst-Günther, insofern nur scheinbar seit einem halben Jahre den Zuschuß zur Wirtschaft gibst, als ich dir dafür deinen Sommerulster und zwei neue Anzüge mit zusammen 195 Mark angeschafft habe. Schließlich dürfte es dir entgangen sein, daß Astrid in durchaus notwendiger Rücksicht auf ihre zarte Gesundheit in den drei letzten Monaten so gut wie nichts gearbeitet und daher auch nichts verdient hat.“ —

Horst-Günther v. Molnar stieg deutlich eine tiefe Röte in das feingeschnittene Gesicht, das trotz des leicht blasierten, hochmütigen Zuges um den Mund recht sympathisch wirkte. Und dann fuhr es ihm heraus, schroffer, als er es wohl beabsichtigt hatte:

„So, nun machst du mir also auch noch die fertig gekauften Kleider, die wahrlich bescheiden genug sind, zum Vorwurf! Sollte ich denn wirklich weiter in den ausgewachsenen, abgeschabten Sachen herumgehen, die schon die kritischen, spöttischen Blicke meiner Kollegen auf sich zogen!!“

Die Majorin, deren blasses, von Leidensfurchen bedecktes Antlitz mit dem grauen, vollen Scheitel über der edlen Stirn noch immer die Spu-

ren einstiger Schönheit verriet, schaute ihren Sohn strafend an.

„Ich verbitte mir diesen Ton“, sagte sie streng. „Du hast in letzter Zeit schon einige Male gewagt, mir mit Redensarten gegenüberzutreten, die sich für einen Molnar nicht ziemen! Ich wünsche ähnliche Ausfälle, die der krasseste Undank sind und nur von deiner völligen Verstandlosigkeit für unsere Lage zeugen, nie wieder zu hören!“

Die Majorin machte eine kurze Pause. „Leider muß ich annehmen“, fuhr sie dann fort, „daß du auch dem Vorschlage, den ich euch machen wollte, aus einer Selbstsucht heraus, die bei dir nur zu stark ausgebildet ist, nicht die rechte Würdigung schenken wirst. Trotzdem wird das geschehen, was ich mir vorgenommen habe. Wir werden dein Zimmer vermieten, Horst-Günther, und du selbst kannst in die jetzt nur als Schrankkammer benutzte Mädchenstube ziehen, die, da sie ein volles Fenster hat, trotz ihrer Kleinheit für einen zwanzigjährigen jungen Menschen vollauf genügt.“

Horst-Günther v. Molnar wagte keinen Widerspruch, so sehr ihn auch der Verlust seiner gemüthlichen „Bude“, die einen besonderen Eingang vom Flur hatte, schmerzte und empörte. Und um seine Angehörigkeit von vorhin wieder gut zu machen, zwang er sich sogar zu einer freilich nicht ganz aufrichtig klingenden zustimmenden Erwiderung.

Die Majorin schien diese Antwort als selbstverständlich hinzunehmen. Sie richtete jetzt an Astrid das Wort, die mit niedergeschlagenen Augen dasaß und nur einen Wunsch hatte: daß diese peinliche Aussprache recht bald beendet sein möchte.

„Ich rechne damit, daß wir einen soliden Herrn in geseßtem Alter in Pension nehmen, der monatlich etwa siebzig bis achtzig Mark bezahlen könnte — natürlich bei voller Verpflegung. Wo drei satt werden, ist der vierte so gut wie umsonst mit. Jedenfalls dürften uns immer noch vierzig Mark Ueberschuß bleiben, denke ich.“

In demselben Augenblick klingelte es draußen an der Flurtür. — Astrid eilte hinaus, um nach kurzer Zeit in Begleitung der ältesten Molnar, die den wenig häufigen Namen Maximiliane trug, zurückzukehren. —

Maximiliane v. Molnar war das vollständige Ebenbild ihres nach langem Krankenlager verstorbenen Vaters. Während Astrid und Horst-Günther ihre zarte Gesichtsfarbe und die blonde Haarfülle ihrer Mutter verdankten, besaß ihre Schwester dasselbe dunkle, leichtgewellte Haar, das auch das energische Gesicht des Majors gekrönt hatte. Am Kopfeslänge fast überragte Maximiliane ihre Geschwister, und wo in deren Zügen nur weiche Linien zu finden waren, da standen in ihrem Antlitz seltene Energie, Zielbewußtsein und Entschlossenheit geschrieben. Trotzdem machte ihre Erscheinung einen durchaus mädchenhaften Eindruck, und dies wohl hauptsächlich in-

folge des Ausdruckes ihrer stets halbverschleierte grauen Augen, die in der Erregung, sogar schon bei lebhafteren Gesprächen, schnell den matten Glanz verloren und in denen dann ein Feuer aufglomm, das von einem leidenschaftlichen, heißen Herzen sprach.

Maximiliane begrüßte zunächst die Majorin durch einen Kuß auf die Stirn und reichte dann Horst-Günther die Hand.

„Nun, Herr Bankdirektor, wie geht's?“ meinte sie scherzend zu dem Bruder, der nicht gerade gutgelaunt schien. „Für einen Menschen, dessen Lehrzeit am ersten Oktober beendet ist und der dann auf 125 Mark Anfangsgehalt rechnen kann, siehst du recht trübselig aus, Söhnchen!“

Horst-Günther entzog ihr ziemlich schroff seine schmale, wohlgepflegte Hand.

„Laß den Unsinn, Maxi!“ sagte er kurz. „Wir haben jetzt hier alle nicht die rechte Lust zu Neßereien.“

„So? — Und weshalb denn nicht?“ forschte die älteste Molnar, indem sie sich auf einen Stuhl neben der Mutter niederließ.

Die Majorin klärte sie kurz auf.

„Mama, das wäre sehr vernünftig von euch“, erwiderte Maximiliane dann. „Horst-Günther wird einsehen, daß es nicht anders geht“, setzte sie schnell hinzu. „Er muß sein Zimmer abgeben. Schließlich braucht er bei seiner Tätigkeit, die ihn den Tag über von Hause fernhält, doch nur einen netten Schlafraum.“

Die Sache wurde nun nochmals nach allen Seiten hin erörtert. Das Resultat war, daß die Majorin gleich am kommenden Morgen ein entsprechendes Pappschild unten an der Haustür befestigen lassen und auch eine Zeitungsannonce einrücken wollte.

Gegen einhalb zehn Uhr brach Maximiliane, die bei einem berühmten Augenarzt als Empfangsdame und Buchhalterin tätig war, wieder auf...

„Ich werde dich noch ein Stück begleiten“, meinte Horst-Günther, froh, daß er auf diese Weise noch ins Freie konnte.

Die verwitwete Frau Majorin Agnes v. Molnar bewohnte in einem älteren Hause in dem Berliner Vorort Schöneberg eine aus drei Zimmern bestehende, im ersten Stock gelegene Vorderwohnung. Als die Geschwister die Flurtür hinter sich zuzogen, öffnete sich gleichzeitig die gegenüberliegende Entreetür, die zu der zweiten, in derselben Etage befindlichen Wohnung gehörte, und heraus trat ein schlanker, gut gekleideter Herr, der tief den Hut zog und Horst-Günther mit wortreicher Liebenswürdigkeit begrüßte, wobei seine Blicke immer wieder Maximilianes stattliche Erscheinung bewundernd musterten.

Horst-Günther konnte unter diesen Umständen nicht anders, als den ihm persönlich bekanntesten Flurnachbarn der Schwester vorzustellen.

„Liebe Maximiliane — du gestattest: Herr Ernesto Sagnali — meine Schwester.“

Der Italiener, der seit ein paar Monaten in den Räumen seiner Wohnung eine Fabrik für künstlerische Stickschablonen eingerichtet hatte, freilich zunächst noch in recht bescheidenem Umfang, verbeugte sich tief.

„Mein gnädiges Fräulein“, sagte er mit dem etwas scharfen Akzent des Ausländers, sonst aber in tadellosem Deutsch, „ich bin entzückt, daß der Zufall mir endlich Gelegenheit gibt, Ihre Bekanntschaft zu machen. Eigentlich von Hause aus Maler, bin ich ein Verehrer jener eigenartigen Frauenschönheit, wie sie die alten Meister der italienischen Schule auf ihren Gemälden mit Vorliebe festzuhalten pflegten, einer Schönheit, wie mein Künstlerauge sie bereits seit längerer Zeit an Ihnen zu bewundern wagt. — Bitte, bitte, Gnädigste, nicht dieses stolze, abweisende Gesicht! Ich habe Sie doch nicht verletzen wollen, habe nur Gedanken ausgesprochen, die jeder künstlerisch veranlagte Mensch bei Ihrem Anblick empfinden muß — aus reinsten Freude an der Schönheit, nur deshalb, nur — —!“

Sagnali, der selbst ein auffallend schöner Mann war, hatte eine so bezwingende Art von Liebenswürdigkeit, daß selbst die unnahbare Maximiliane ihm die Hand hinstreckte.

„Mein Bruder hat uns bereits viel von Ihnen erzählt, Herr Sagnali. Sie treiben gelegentlich mit Horst-Günther italienische Konversation. Dafür muß er Ihnen sehr dankbar sein. Heutzutage kann man sich ja an Sprachkenntnissen nie genug aneignen.“

Dann schritten sie nebeneinander die Treppe hinab. Unten vor dem Hause bat Sagnali bescheiden, ob er sich den Geschwistern anschließen dürfe.

So gingen die drei dann eifrig plaudernd durch die abendlich vornehmen Straßen dem vornehmen Teile des Berliner Westens, dem sogenannten Bahrischen Viertel, zu, wo die Wohnung Professor Neubers lag, ein stattliches Gebäude, an dem nur ein kleines, weißes Porzellschild an der Haustür den Leidenden den Namen des berühmten Arztes anzeigte. Hier verabschiedeten sich die beiden Herren. Und Horst-Günther wunderte sich nicht wenig, als die stolze Maximiliane dem Italiener abermals mit einem gewinnenden Lächeln die Hand hinreichte und sagte:

„Leben Sie wohl, Herr Sagnali. Und — nehmen Sie sich meines Bruders auch ferner ein wenig an. Er kann von Ihnen viel lernen. — Auf Wiedersehen!“

Damit war sie in der Haustür verschwunden.

Schweigend durchquerten die beiden Zurückgebliebenen einige Straßen. Dann fragte der Italiener, ob man nicht noch eines der Cafés am Kurfürstendamm auffuchen wollte.

Horst-Günther, in dem ein gut Teil unbefriedigte Lebensgier und Genußsucht steckte, hätte nur zu gerne ja gesagt. Aber der Gedanke an seinen allzeit leeren Geldbeutel ließ ihn schnell eine Ausrede gebrauchen.

Doch Sagnali durchschaute ihn.

„Tun Sie mir schon den Gefallen, Herr v. Molnar“, bat er liebenswürdig. „Ich plaudere so gerne mit Ihnen. Bitte, seien Sie nur dies eine Mal mein Gast.“

Da gab Horst-Günther nach.

Erst lehrten sie in dem neuen Café Berlin ein, das der junge Bankbeamte bisher stets nur von außen bewundert hatte. Das Leben und Treiben in den eleganten Räumen, die rauschende, lockende Musik versetzten ihn bald in einen wahren Taumel von sprühender Lebensfreude. Am Nebentisch ließen sich nach einiger Zeit ein paar elegante Damen nieder, die für Horst-Günthers raffiges Aristokratengesicht bald das lebhafteste Interesse zeigten. Unwillkürlich schaute er immer häufiger zu ihnen hinüber. Und dann — er wußte selbst nicht, wie es gekommen war, befanden sie sich auch schon in einem mit allerhand vorläufig noch recht harmlosen Neckereien gewürzten Gespräch, an dem Sagnali zunächst wenig Anteil nahm. Schließlich taute aber auch er immer mehr auf. Und eine halbe Stunde später saßen die vier — die dritte der Damen hatte inzwischen einen Freund gefunden, der sie zu sich an den Tisch rief, in einem Auto und fuhren nach einer jener Weinkneipen, an denen der Westen der Reichshauptstadt so reich ist und wo in verschwiegenen Nischen Leichtsinn und Liebe ihre Orgien feiern.

Inzwischen hatte Horst-Günther Gelegenheit gefunden, den Italiener um — „eine Kleinigkeit für kurze Zeit“ anzuborgen. Bereitwilligst und diskret schob Sagnali ihm gleich drei Hundert-

markscheine in die Hand. Der junge Molnar atmete auf. Nun brauchte er diesen entzückenden Mädels gegenüber doch nicht weiter den armen Schlucker zu spielen.

Erst gegen vier Uhr morgens schlich Horst-Günther dann mit weinschwerem Kopf in sein Zimmer. Ein Glück, daß die Seinen nicht hören konnten, wann er heimgekehrt war. Aber ein Jammer war's, daß er diese Bude mit dem famosen Eingang vom Flur gerade jetzt aufgeben mußte, wo er die süße Vizzie vom Nollendorf-Theater kennengelernt hatte, die mit ihm recht, recht oft zusammen sein wollte. — —

2. Kapitel.

Widerspruchsvolle Charaktere.

Ernesto Sagnali saß seiner Schwester, die ihm trotz ihrer Jugend selten pflichttreu und umsichtig den Haushalt führte, beim Morgenkaffee gegenüber.

Mariette Sagnalis temperamentvolles Gesichtchen war von einer Wolke des Anmuts überschattet und umsonst versuchte ihr Bruder immer wieder eine Unterhaltung in Fluß zu bringen. Schließlich streckte er ihr die wohlgepflegte Künstlerhand über den Tisch hin und meinte scherzend:

„Aber kleines Schwesterlein, was hast du nur? Grollst du mir? Und wenn — aus welchem Grunde?“

Sie übersah absichtlich seine Hand. Und wie eine kleine, allerliebste Kaze fuhr sie ihn an:

„Ernesto, wenn du selbst schon daran Gefallen findest, die Nächte durchzubummeln, so solltest du wenigstens nicht andere zu ähnlichem Treiben verführen. Ich weiß sehr wohl, daß ihr beide,

Horst-Günther und du, erst heute morgen, als es draußen bereits hell wurde, nach Hause gekommen seid.“

Sagnalis Gesicht nahm augenblicklich einen anderen Ausdruck an. Die harmlose Heiterkeit verschwand daraus, und ein Zug von stiller Seelenqual prägte sich immer deutlicher in seinen Mienen aus.

Mechanisch strich er sich mit den Fingern über die Stirn. Dann blieb sein nachdenklicher Blick eine ganze Weile auf dem liebreizenden Antlitz seiner Schwester haften.

„Gefällt dir Horst-Günther, Mariette?“ fragte er unvermittelt.

Sie wich seinen Augen nicht aus. „Gefallen? — Wie meinst du das?“ erwiderte sie trotzdem mit leiser Verwirrung.

„So wie ich's aussprach. Er ist ein hübscher Mensch, und alle Weiber schauen nach ihm. Warum solltest du da gerade eine Ausnahme bilden?“

Ihre vollen roten Lippen preßten sich fest aufeinander. Und leidenschaftlich stieß sie hervor:

„Ich will nicht, daß du Herrn v. Molnar an deinen sogenannten Zerstreungen teilnehmen läßt — verstehst du mich! Ich will es nicht!“ Der Blick, den sie den Bruder zuwarf, hatte etwas Drohendes, etwas, das Ernesto Sagnali zur Vorsicht mahnte.

Anwillkürlich war ihm eine deutliche Blutwelle in das bleiche Gesicht geschossen. Verle-

gen schaute er vor sich hin. Und seine Stimme klang merklich unsicher, als er fragte:

„Soll das eine Drohung sein, Mariette? — Fast schien es mir so.“

Sie hatte sich erhoben und begann das Kaffeegeschirr auf das Tablett zu stellen.

„Drohung? — Nein“, sagte sie leise, „Nur — eine Warnung!“

Damit verließ sie das bescheiden eingerichtete Zimmer und ging in die Küche hinaus.

Ernesto Sagnali blieb regungslos sitzen. Starr blickte er vor sich auf den Fußboden, wo die durch das Fenster hineinflutende Morgensonne helle Vierecke malte, wo in den breiten Strahlen des Tagesgestirns die feinen Staubteilchen, sonst für das Auge unsichtbar, in wildem Tanz hin und her wirbelten. Dann seufzte er tief auf. — —

Draußen im Flur schlug die Glocke an. Acht Uhr war's. Die Arbeiterinnen kamen, die er, vorläufig nur fünf an der Zahl, beschäftigte. Er stand auf und ließ sie ein. Schnell verschwanden sie in dem größten der vier Zimmer, das nach der Straße hinaus lag, und in dem die beiden Stanzmaschinen mit ihren blinkenden Hebeln und Stempeln aufgestellt waren.

Die übliche Tagesarbeit begann. Ernesto Sagnali beaufsichtigte die Mädchen, die wie Automaten an den Stanzmaschinen tätig waren, die immer neue, dünn gewalzte Zink- und Kupferblätter unter die scharfen Stempel schoben, die Hebel

herabdrückten und die fertigen Schablonen dann zu Häufchen aufschichteten.

Dann kam der Briefträger. Der Italiener nahm die Korrespondenz in Empfang und betrat den Nebenraum, den er als Arbeits- und Schlafzimmer benutzte.

Flüchtig sah er die eingelaufene Post durch, unlustig machte er sich daran, einige Antwortbriefe zu schreiben. Das schwere, beklemmende Gefühl, das seit der heutigen Aussprache mit Mariette seine Seele bedrückte, wollte nicht weichen. Mitten in einem Satz ließ er die Feder sinken, lehnte sich in den geschweiften Sessel zurück und blickte sinnend auf ein großes Gemälde, das über dem Schreibtisch hing. Ein bitteres Lächeln huschte um seine Lippen. Das Bild da bedeutete das Grab seiner ehrgeizigen Hoffnungen. Vor fünf Jahren war es entstanden, als er noch in Mailand in der Künstlerkolonie der Umberto-Straße gewohnt und gestrebt hatte — gestrebt nach Ruhm und Ehren. Acht Monate hatte er daran gearbeitet. Dann war sein Werk, das er „Die Sünde“ taufte, fertig, dann schickte er es nach Rom an die Ausstellungsleitung ein und — — erhielt es zurück als — nicht geeignet. Damals war es gewesen, als in Ernesto Sagnali vieles, das Beste in ihm, zusammenbrach.

Die Sünde! — Gedankenverloren schaute er noch immer auf das Bild, das einen alten, von Malern unzählige Male verkörperten Gedanken in neuer Form darstellte. — Eine ärmliche Gasse.

Darin lehnte an einer Haustür, zu der ein paar Steinstufen hinaufführten, ein selten schönes, schlankes Weib. Zwei angetrunkene Matrosen, die Mützen schief auf dem Kopf, torkelten die Gasse entlang. Die Frau lächelte ihnen vielsagend entgegen — die Sünde! — Und dazu der Kontrast: Auf der anderen Seite spielten im Schatten eines Vorbaus drei kleine Mädchen mit ein paar aus Flickens kunstlos hergestellten Puppen, während neben ihnen in einem altersschwachen Lehnstuhl ein Greis saß, dessen faltiges Gesicht bereits vom Engel des Todes gezeichnet schien. — —

Das Gemälde wirkte in seiner zwanglosen Kombination geradezu ergreifend. Und doch war es von der Jury der Kunstausstellung zurückgewiesen worden. Der Gedanke fand Anerkennung, aber die Ausführung wurde getadelt. Dem, der es geschaffen, fehlte es an der nötigen Technik. Die Ausbildung, die Ernesto Sagnali genossen hatte, genügte nicht. Aus Mangel an Mitteln mußte er sich stets mit Lehrern begnügen, die nicht zu den ersten Vertretern der modernen Richtung gehörten. Das rächte sich bitter. Sagnalis Talent reichte nicht hin, um aus sich selbst heraus ohne Anleitung wahrhaft Großes zu schaffen. So ging es eben abwärts mit ihm — von Stufe zu Stufe. —

Der Italiener raffte sich auf. Was half all das Grübeln? — Nichts, nichts! Die Vergangenheit lag längst hinter ihm. Der Gegenwart,

der Zukunft mußte er leben. Das Schicksal hatte es ja nicht anders gewollt. — —

Schnell erledigte er den Rest seiner Korrespondenz und schritt dann über den zu der Wohnung gehörenden Korridor auf die dem Flureingang zunächst liegende Tür zu. Hier klopfte er in besonderer Weise an — erst dreimal kurz hintereinander, darauf vier Schläge in immer längeren Pausen.

Nach einer Weile wurde drinnen ein Riegel zurückgeschoben und Sagnali schlüpfte hinein.

Der Bewohner dieses Raumes, ein Mann mit einem aufgedunsenen Gesicht, aus dem ein paar kleine Schlitzaugen vergnügt und listig hervorleuchteten, war noch in recht mangelhafter Toilette und hatte offenbar eben erst das an der einen Wand hinter einem Schirm stehende Bett verlassen. Er begrüßte Sagnali in unverfälschtem Berliner Dialekt und zwar mit einer Vertraulichkeit, die diesem offenbar wenig behagte.

„Nehmen Sie Platz, Ernesto“, sagte er dann mit einer einladenden Handbewegung nach dem Sofa hin. „Und — nun raus mit den Neuigkeiten, verehrtester Kompagnon. Ist es Ihnen gelungen, den jungen Molnar so etwas an die Strippe zu bekommen?“

Sagnali legte warnend den Zeigefinger auf die Lippen.

„Leise, ich bitte Sie! Wenn Mariette uns hört!“

Der andere zuckte die Achseln. „Dann ist sie auch noch um nichts klüger geworden“, meinte er gleichmütig. Trotzdem gab er sich aber alle Mühe, sein kräftiges Organ etwas zu dämpfen.

Der Italiener erzählte dann von dem Verlauf des vorigen Abends und der anschließenden Sektneiperei das Notwendigste.

„Also mit dreihundert Mark sitzt der Jüngling nun bei Ihnen in der Kreide — das ist ja großartig“, erklärte der mit dem fahlen Teint hochbefriedigt. „Drehundert Mark! Die soll er mal versuchen abzugeben! Wird ihm schwer fallen! Nun heißt es, die Sache weiter so elegant befin gern. In zwei Wochen muß der junge Mensch derart eingewickelt sein, daß er ganz und gar uns gehört. — Na, Ernesto, war mein Blänchen nicht großartig? Ja, ja, verlassen Sie sich nur immer auf mich, dann werden wir bald unser Schäfchen im Trockenen haben.“ — —

Sagnali hatte sich eine Zigarette angezündet und blies mit leicht gerunzelter Stirn die blauen Rauchwölkchen von sich.

„Die Idee mag gut sein“, sagte er dann zögernd. „Trotzdem widerstrebt es mir, sie weiter auszuführen. Ich mag diesen harmlosen Menschen, der mir so blindlings vertraut, nicht in so schuftiger Weise ausnutzen.“

„Ausnutzen?!“ Der andere lachte spöttisch. „Vorläufig nutzt er Sie doch nur aus, indem er sich für Ihr beziehungsweise unser Geld amüsiert. Das Weitere soll ja erst später folgen. Und —

es wird folgen! Auf jeden Fall müssen Sie versuchen, das — Geschäft mit ihm in die Wege zu leiten, auf jeden Fall! Ich habe es satt, noch monatelang hier wie eine Gule im Bau zu hausen, die nur nachts im Freien herumstreift, nachts, wo ihre Feinde schlafen und nur ihresgleichen auf Beute ausgeht. Unsere Sache muß in spätestens vier Wochen erledigt sein. Dann trennen wir uns wieder, und jeder kann fernerhin tun und lassen, was er will.“

Sagnali lenkte das unerquickliche Gespräch absichtlich auf ein anderes Thema über.

„Wollen Sie Ihr Frühstück haben, Merwinski?“ fragte er, indem er in den Ton seiner Stimme etwas wie liebevolle Fürsorge legte.

„Ob ich will! — Mag Ihre Schwester mich doch bedienen, Ernesto“, bat er zögernd. „Ich langweile mich ja hier in diesen vier Wänden zu Tode! Man will sich auch mal über was anderes unterhalten als nur über — geschäftliche Dinge.“

Der Italiener schüttelte bedauernd den Kopf.

„Mariette hat in der Wirtschaft zu tun. Das wissen Sie, amigo. Außerdem — —“

Er machte eine kleine Pause.

„Nun — außerdem?“ fragte Merwinski, seine Schlißaugen noch mehr zusammenkneifend.

„Ja — hm — ehrlich: Sehr sympathisch sind Sie Mariette gerade nicht, und da erscheint es für beide Teile besser, wenn sie sich möglichst wenig begegnen.“

Damit verließ Sagnali das Zimmer, und wie immer schloß der Zurückbleibende sofort hinter ihm ab.

Man war eben in der Wohnung des Schablonen-Fabrikanten sehr, sehr vorsichtig. —

Sagnali hatte das Servierbrett auf den Tisch gestellt.

„Ernesto, besorgen Sie mir doch heute eine anständige Reisetasche, eine Brille mit blauen Gläsern und einen Kasten mit Schminken“, sagte Merwinski und goß sich eine Tasse Kaffee ein. „Ich muß ein paar Tage ins Freie — ich muß unbedingt! Plötzlich ist eine so mächtige Sehnsucht nach der frischen Luft, rauschenden Wäldern und im Sonnenschein glitzernden Gewässern über mich gekommen, daß ich's hier nicht länger aushalten kann. Noch in dieser Nacht reise ich als harmloser Schulmeister nach Potsdam und besuche all die Stätten wieder, wo ich als Knabe und junger Mensch gewandelt bin — so oft, so oft, wo ich mich an jeder Blüte, jeder summenden Biene erfreut habe und — dann ganz, ganz zufrieden war.“

Der Italiener hatte den anderen einen Augenblick fast argwöhnisch gemustert. Aber dieses Mißtrauen verflog ebenso schnell. Er kannte ja Merwinskis Naturschwärmerei zur Genüge. Trotzdem hielt er sich für verpflichtet, ihn auf das Gefährliche eines solchen Ausfluges aufmerksam zu machen. Doch jener ließ sich von dem einmal gefaßten Entschluß nicht mehr abbringen.

„Keine Sorge, Ernesto“, meinte er zuversichtlich. „So leicht stecke ich meinen Kopf in keine Schlinge, so leicht nicht! Außerdem — Sie werden erstaunt sein, wie vortrefflich ich mein edles Antlitz durch Schminken zu verändern vermag. — Nein, reden Sie nichts mehr dagegen. Es bleibt dabei!“ —

Und wirklich verließ der völlig unkenntlich gewordene Mertwinski kurz vor Mitternacht das Haus und fuhr in einem in der nächsten Straße zufällig haltenden Auto dem Potsdamer Bahnhof zu.

3. Kapitel.

Der neue Zimmerherr.

Es war am folgenden Tage um die Mittagstunde. Vor dem Hause Gerberstraße Nr. 14 in Schöneberg stand ein älterer Herr und las bedächtig das Pappschild, das die Frau Major v. Molnar durch den Portier neben der Haustür hatte befestigen lassen und das den Vorübergehenden ankündigte, daß hier in der ersten Etage zur linken Hand ein freundlich möbliertes Zimmer nebst voller Verpflegung an einen soliden Herrn zu vermieten sei.

Wenige Minuten später saß das bescheiden gekleidete Männchen, das vorhin das Pappschild so interessiert überflogen hatte, der Majorin gegenüber.

Frau v. Molnar hatte den Anwärter auf das bisher von Horst-Günther bewohnte Zimmer zunächst recht eingehend gemustert. Diese Prüfung war sehr zu Gunsten des Besuchers ausgefallen. Außerlich war an diesem Manne, der mit seiner Brille, seinem grauen Spießbart und dem sauber

gehaltenen Anzug einen recht würdigen Eindruck machte, nichts auszuweisen.

Die Majorin ließ die Borgnette, eine Erinnerung an bessere Tage, sinken. Jedenfalls schien es den Herrn, der sich als „Bernhard Marlow“ eingeführt hatte, nicht weiter gestört zu haben, daß er diese eingehende Prüfung seiner Erscheinung sich gefallen lassen mußte.

„Dürfte ich fragen, welchen Beruf Sie haben, Herr Marlow?“ begann Frau v. Molnar das weitere Verhör.

„Aber gewiß, gnädige Frau“, erwiderte Marlow freundlich. „Ich bin Kolporteur für eine Buchhandlung, das heißt, ich haufiere mit allerlei Schriften.“

„Und — haben Sie sich auf diese Weise schon immer Ihren Lebensunterhalt verdient?“ forschte die Majorin vorsichtigerweise.

Der Herr lächelte. Es war ein fröhliches, humorvolles Lächeln, das nur für ihn einnehmen konnte.

„Schon immer? Das ist ein dehnbarer Begriff“, meinte er. „Bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahre unterhielt mich mein Vater auf der Universität. Dann starb er, und ich wurde Kaufmann. Kolporteur bin ich erst seit fünf Jahren, nachdem die Firma, bei der ich zwanzig Jahre lang als Buchhalter tätig war, in Konkurs geriet und mich alten Mann niemand mehr einstellen wollte. Also die Not war's, gnädige Frau, die mich zum Bücherhaufierer machte — bittere Not.“

Nun — jetzt geht es mir gut, wenigstens kann ich zufrieden sein. Freilich, ich muß den ganzen Tag treppauf, treppab laufen — in meinem Alter kein großes Vergnügen mehr, wenn man auch dabei schlank bleibt.“

„Also auch einer, dem das Leben hart mitgespielt hat“, dachte die Majorin. Und sofort wuchs ihre Sympathie für diesen freundlichen Herrn, dessen ganzes, so ruhiges und feines Benehmen den Gebildeten verriet.

Daher fragte sie auch schon in bedeutend freundlicherem Tone und nicht mehr so ganz den strengen Verhörer spielend:

„Können Sie mir irgend jemand nennen, Herr Marlow, der bereit wäre, über Sie ein wenig Auskunft zu geben? Sehen Sie, Sie dürfen mir diese Vorsicht nicht verübeln. Ich nehme zum ersten Mal einen fremden Herrn sozusagen in meine Hausgemeinschaft auf, und da — —“

„Ah — bitte, gnädige Frau“, unterbrach der Kolporteur liebenswürdig. „Ich kann das vollständig verstehen. Und deshalb werde ich Ihnen einige Adressen aufschreiben, wo Ihnen gern jede Frage beantwortet wird.“ —

„Danke, es wäre mir sehr lieb. — Nun wäre noch ein Punkt zu ordnen. Ich möchte das Zimmer nur mit voller Verpflegung abgeben. Wie denken Sie darüber?“

Der frühere Buchhalter lächelte die Majorin beinahe strahlend an.

„Aber deswegen bin ich ja gerade zu Ihnen

gekommen, gnädige Frau. Zimmer mit voller Verpflegung bei wirklich feinen Leuten findet man selten.“

Frau v. Molnar war hocherfreut. Und als man sich dann noch über den Preis — neunzig Mark — geeinigt und Marlow den Raum, der ihn für die Zukunft beherbergen sollte, besichtigt und überaus gemütlich gefunden hatte, trennte man sich. Der Kolporteur wollte sich am folgenden Vormittag Bescheid holen, ob er — das hing ja wohl von den Auskünften ab — als Zimmerherr genehm sei oder nicht. —

Unter den drei Adressen, die Marlow der Majorin dagelassen hatte, erschien dieser als die für ihre Zwecke geeignetste gleich die erste: „Ausfunftei und Detektivinstitut Argus, Berlin, Dresdener Straße 16.“ Und bereits eine Stunde später saß Frau v. Molnar auf der Elektrischen und fuhr dem Südwesten der Reichshauptstadt zu.

In dem Büro des Detektivinstituts wurde ihr dann mitgeteilt, daß der Inhaber Fritz Schaper allerdings für längere Zeit verreist sei, daß sie aber trotzdem ebenso gut bedient werden würde.

So brachte sie denn ihr Anliegen vor.

Herr Marlow? — Oh, den kenne man ganz genau. Ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, für den man jede Garantie übernehme, jede!

Die Majorin atmete auf. Sie freute sich ehrlich über diese Antwort. Als sie dann bescheiden fragte, wieviel sie für die Auskunft zu entrichten

habe, meinte der Bürovorsteher mit tadelloser Verbeugung:

„Für solche Kleinigkeiten erheben wir keine Gebühren, gnädige Frau. Es war uns ein Vergnügen Ihnen dienen zu können.“ —

So kam es, daß Bernhard Marlow bereits am Abend des folgenden Tages mit einem großmächtigen Reiseforb und einige Kleinigkeiten — Bildern, einem Zigarrenschränkchen und sonstigem Junggesellenhausrat, seinen Einzug in dasselbe Zimmer hielt, das Horst-Günther grollend kurz vorher geräumt hatte.

In einer halben Stunde war er mit dem Fortpacken seiner Sachen fertig. Da klopfte es auch schon. Auf sein Herein erschien Astrid v. Molnar, die nachfragen wollte, ob Marlow auch heute schon daheim speisen würde.

„Wenn es Ihnen keine Umstände macht, gnädiges Fräulein?“ erwiderte er, indem er ihre schlanke Gestalt mit dem feingeschnittenen Antlitz unauffällig musterte.

„Durchaus nicht, Herr Marlow. — Wünschen Sie Tee oder Bier zum Abendessen?“

„Bitte Tee. Ich bin nämlich halber Antialkoholiker“, meinte er scherzend. —

Dem Kolporteur schmeckte die einfache, aber peinlich sauber und höchst appetitlich servierte Mahlzeit vortrefflich. Mit Astrid, der jede Anwendung von Stolz fremd war, kam er bald in ein zwangloses Gespräch, als sie dann den Tisch

wieder abräumte. Das junge Mädchen merkte sofort, daß dieser Herr Marlow nicht nur über tadellose Umgangsformen, sondern auch über jenen natürlichen Takt verfügte, der mehr Herzenssache als Produkt einer guten Erziehung ist.

„Mit unserem Zimmerherrn haben wir fraglos einen sehr guten Griff getan“, sagte Astrid nachher zu ihrer Mutter. „Er hat in durchaus unaufdringlicher Weise seine Bibliothek, die sehr reichhaltig zu sein scheint, mir zur Verfügung gestellt.“

Horst-Günther, der mit der Abendzeitung am Fenster saß, lachte etwas spöttisch.

„Da scheinst du ja mit dem Hausierer recht schnell Freundschaft geschlossen zu haben! Na — ich werde mir den Mann schon vom Leibe halten.“

Die Majorin zuckte zu dieser Mitteilung nur mitleidig die Achseln. Sie wußte — aus ihrem Sohne sprach lediglich der Aerger, weil er sein Zimmer hatte aufgeben müssen.

Gleich darauf verabschiedete sich Horst-Günther und ging zu Sagnali hinüber.

Mariette öffnete ihm, als er an der Korridortür klingelte. Auf seinen Gruß senkte sie nur sehr kühl und förmlich den Kopf.

„Mein Bruder ist nicht daheim, Herr v. Molnar. Er mußte plötzlich in einer dringenden Angelegenheit nach der Leipziger Straße, hat aber für Sie einen Brief dagelassen. — Hier — bitte.“

Der junge Molnar nahm das Schreiben hastig entgegen. Mariettes Augen wich er ängstlich

aus. Er empfand ihr gegenüber etwas wie Schuld-
bewußtsein. Und deutlich merkte er auch, daß sie
ihn in letzter Zeit mit geradezu eisiger Annahmbar-
keit behandelte.

Dann schritt Horst-Günther langsam die
Treppe hinab. Er war in merkwürdiger Stim-
mung. Unzufriedenheit, Sorge vor der Zukunft,
andrerseits wieder die Sucht nach rauschenden
Vergnügungen quälten sein Herz und ließen darin
Kämpfe erstehen, bei denen das Gute in ihm mit
dem nur zu stark vorhandenen Hang zum Leicht-
sinn stritt.

Im Hausflur blieb er stehen und riß den
Amschlag auf. Darin befand sich ein Zettel mit
wenigen Sätzen. „Wir können uns um einhalb elf
Uhr im Café des Westens treffen. Bis dahin bin
ich frei. Anbei Ihrer Bitte gemäß 300 Mark.
— Gruß E. G.“

Diese Mitteilung war Horst-Günther nur in-
sofern wichtig, als ihm der neue Pump bewilligt
war. Als er jetzt die drei Scheine in seine Brief-
tasche schob, hatte er bereits wieder alle guten
Vorsätze vergessen. Auch der anfängliche Groll
gegen den neuen Mieter war geschwunden.
Schließlich — Mutter und Schwester würden auch
jetzt kaum hören, wann er heimkehrte. Die Schlös-
ser der Korridor- und der anderen Tür zu sei-
ner Bude hatte er ja vorhin heimlich gut einge-
ölt. Und die Stiefel — nun, die zog man eben
schon auf der Treppe aus. — —

Kurze Zeit nach Horst-Günther verließ auch

der Kolporteur das Haus. Gemächlich schritt er die Berberstraße entlang, indem er sich fest auf seinen Spazierstock stützte. Trotz seiner etwas vornübergebeugten Haltung war er eine recht stattliche Erscheinung. Wie er jetzt in die nächste Querstraße einbog, begann er seine Gangart zu beschleunigen. Scharf musterte er jedes einzelne Gebäude der Krusiusgasse, die ebenfalls zumeist aus älteren Mietshäusern besteht. Dann blieb er vor Nr. 21 stehen, schaute sich um und verschwand in der Haustür.

Nr. 21 war ein Durchgangsgebäude. Ueber zwei Höfe, die einem Speditionsgeschäft für die Wagen als Unterkunftsplatz dienten, gelangte man in die nächste Parallelstraße. Dort befand sich wenige Schritte entfernt eine Autohaltestelle. — Marlow sprang leichtfüßig — für sein graues Haar fast zu leichtfüßig! — in einen geschlossenen Wagen, nachdem er dem Schofför schnell eine Adresse zugerufen hatte. Bequem lehnte er sich in die Polster zurück und nahm dann sofort die goldene Brille mit den leicht grau gefärbten Gläsern ab. Der Bügel hatte in die Nase eine tiefe, rotschimmernde Stelle eingedrückt. Diese rieb der Kolporteur sich jetzt so lange, bis das Blut wieder ordentlich zirkulierte.

„Ich hätte das Ding weglassen sollen“, brummelte er vor sich hin. „Stets bekomme ich davon Kopfschmerzen. Aber, was hilfts, die grauen Gläser bilden einen so vorzüglichen Schirm für die Augen.“ — Inzwischen jagte das Auto die Kai-

serallee entlang und hielt schließlich vor einem neuen, modernen Hause in einer der Seitenstraßen des Kurfürstendamms.

Bernhard Marlow bezahlte und stieg dann die mit roten Plüschläufern bedeckte Marmortreppe des Vordergebäudes empor. Im zweiten Stock links war unter dem Löwenkopfsgriff der elektrischen Klingel ein Messingschild mit der Aufschrift „Winter, Geheimer Regierungsrat“ angebracht.

Hier läutete der Kolporteur. Ein Stubenmädchen, ganz in Schwarz gekleidet außer dem weißen Tändelschürzchen und dem ebenso zarten Häubchen, öffnete nach einer Weile.

Marlow hatte Glück. Der Geheimrat war zu Hause.

„Dürfte ich um die Karte des Herrn bitten?“ sagte die Jose etwas von oben herab.

Der Kolporteur hatte schon seine Briestafche hervorgezogen und reichte ihr das Gewünschte. Auf dem schmalen Karton stand, mit Tinte geschrieben, nichts als „Bernhard Marlow“.

Die Flurtür klappte ins Schloß und das Stubenmädchen verschwand. Der Kolporteur, den man so formlos draußen im Treppenhaus warten ließ, lächelte ironisch.

„Der Donna war ich wohl nicht vornehm genug in Kleidung“, dachte er.

Da öffnete sich die Flurtür schon wieder, und die Jose bat den Besucher — jetzt mit der größten

Unterwürfigkeit — näherzutreten. Ihr rotes, verlegenes Gesicht zeigte Marlow, daß es drinnen fraglos einen kleinen Anschauzer gegeben hatte.

Der Geheimrat empfing den späten Gast — mittlertweile war es fast einhalb zehn Uhr geworden — bereits an der Tür seines Arbeitszimmers.

„Mein lieber Herr — hm, ja — Marlow, ich freue mich sehr, daß Sie sich endlich blicken lassen. Ihr kurzes Billett hat mich begreiflicherweise in ziemliche Aufregung versetzt. — Bitte, nehmen Sie Platz. — So, vielleicht eine Zigarre gefällig? — Schwer? Keineswegs! Ich rauche stets nur ganz leichte Sorten. — Halt, da fällt mir eben ein — entschuldigen Sie bitte, daß unser Stubenmädchen Sie draußen stehen ließ. Diese Leute sind alle so ungewandt, sehen nur auf grobe Neußerlichkeiten und — —“

„Aber Herr Geheimrat, das ist wirklich überflüssig“, unterbrach Bernhard Marlow ihn liebenswürdig. „Als Kolporteur gehöre ich doch sogar auf die Hintertreppe. Wenn ich nächstens mal in meiner wahren Gestalt hier erscheine, wird die Jose mich schon respektieren.“

Der Regierungsrat lächelte. „Wahre Gestalt! — Das stimmt! Sie haben sich wirklich unglaublich verändert! Hätten Sie mich nicht in Ihrem Schreiben auf diese Maske vorher aufmerksam gemacht, ich würde Sie nicht erkannt haben, nie! Und — ich soll Sie also auch weiter mit „Marlow“ anreden? Heißt das nicht die Vorsicht etwas zu weit treiben?“

„In meinem Beruf hängt von dieser Vorsicht alles ab, Herr Geheimrat“, meinte der angebliche Kolporteur ernst. „Können Sie z. B. wissen, ob die Zofe, die mich vorhin empfing, nicht irgendwelche Beziehungen zu einem Bewohner des Hauses hat, in dem ich jetzt meine Italienreise auf der Landkarte in Gedanken ausführen kann? — Es sind schon oft die merkwürdigsten Zufälle vorgekommen. Und — haben die Leute, die ich beobachten will, erst Wind davon bekommen, daß ich ein ganz anderer bin, als ich scheine, dann ist unsere Sache von vornherein verfahren.“

Winter nickte. Er mußte seinem Besucher recht geben.

Dann begannen sie das Geschäftliche zu erledigen.

Der Geheimrat leitete die Unterhaltung mit der Frage ein, die ihm am meisten das Herz bedrückte.

„Mein lieber Herr — Marlow, nun sagen Sie mir aber mal zunächst, wie es gekommen ist, daß Sie Ihre Reise noch im letzten Moment aufgegeben haben? — Ich bin mehr als neugierig auf Ihre Erklärung, wahrhaftig!“

Der Kolporteur, in Wahrheit niemand anders als der bekannte Detektiv Fritz Schaper, ließ sich nicht lange bitten.

„Der Zufall spielt bisweilen mehr wie merkwürdig, Herr Geheimrat“, begann er. „Als Sie vor vier Tagen in meinem Arbeitszimmer sich von mir verabschiedeten, war ich fest entschlossen,

ungefäumt meine Erholungsreise anzutreten. Aber kaum waren Sie zwei Minuten fort, da nahte sich schon die Ueberraschung, fast möchte ich sagen das Verhängnis in Gestalt meines Freundes Bornemann. Dieser hatte nämlich — —“

„Bardon, eine Zwischenfrage“, fügte hier der Geheimrat ein. „Bornemann?! Der Name dieses Herrn ist mir nicht fremd. Handelt es sich um den Millionär Fritz Bornemann aus der Tiergartenstraße?“

„Allerdings, um denselben. — Also Bornemann war es, der in demselben Moment, wie ich eben in meinen Reiseulster schlüpfen wollte, in mein Zimmer hineinplakte und mir, obwohl ich mich beinahe mit Händen und Füßen sträubte, folgendes erzählte, was natürlich, wie ich schon ahnte, wieder auf eine Berufsangelegenheit hinauslief.

Bornemann ist Besitzer einer ganzen Anzahl von Häusern, die er von seinem Vater, der das Riesenvermögen zusammenscharfte, geerbt hat. Er hat sich die Verwaltung der Gebäude nun insofern sehr leicht gemacht, als er in jedes Haus einen Mann als Portier hineinsetzte, der völlig vertrauenswürdig und auch befähigt ist, alles das zu besorgen, was ein Grundstücksbesitzer zu erledigen hat. Diese Leute sind nun verpflichtet, sich an Bornemann nur in ganz wichtigen Fällen mit Anfragen zu wenden, im übrigen aber möglichst selbständig zu handeln. Trotzdem hielt es einer dieser Portiers und zwar der des Hauses Schöne-

berg, Berberstraße 14, für notwendig, Bornemann vor fünf Tagen aufzusuchen und ihm von einer Sache Mitteilung zu machen, die dem selten intelligenten und gewitzten Manne nicht recht reinlich erschien. Vor einiger Zeit hat sich nämlich in jenem Gebäude eine Schablonenfabrik etabliert, deren Besitzer ein Italiener ist. Ich betone — Schablonenfabrik, Herr Geheimrat! Der Italiener, Ernesto Sagnali ist sein Name, stellt in einem großen Zimmer seiner Wohnung mittels Spezialmaschinen künstlerische Metallschablonen aus dünnen Zink- oder Kupferplatten für Stichtmuster und ähnliche feine Handarbeiten her. Dieser Gewerbebetrieb wäre nun an sich natürlich völlig unfänglich, wenn eben nicht verschiedene andere Momente die Person dieses Italieners in ganz besonderem Lichte erscheinen ließen.“

Fritz Schaper machte eine kurze Pause und zündete sich die ausgegangene Zigarre wieder an.

Dann fuhr er fort.

„Der Portier des betreffenden Hauses, in dessen erster Etage der Italiener die rechter Hand gelegene Vierzimmerwohnung gemietet hat, beobachtete nun eines Nachts kurz nach dem Einzug jenes Ernesto Sagnali einen Menschen, der, ohne zu den Bewohnern des Hauses zu gehören, die Haustür aufschloß, die Treppe hinaufstieg und offenbar dann zu so ungewöhnlicher Stunde dem Italiener einen Besuch abstattete. Da sich dies bald wiederholte, in letzter Zeit sogar jede Nacht, legte der Portier sich in seiner neben dem Haus-

eingang befindlichen Loge auf die Lauer und stellte so fest, daß dieser Unbekannte, der einen fraglos falschen langen Bart trug und immer nur zur Nachtzeit austauchte, ohne Zweifel sich bei Sagnali verborgen halten müsse und nur in der Dunkelheit ausging. Polizeilich angemeldet hatte der Italiener nämlich nur sich und seine Schwester Mariette, die ihm die Wirtschaft führt. — Dieser Fremde, der so ängstlich das Licht des Tages mied, erregte nun unwillkürlich den Verdacht des Portiers, der sich jedoch in die Angelegenheit nicht einmischen wollte, bevor er nicht mit Bornemann darüber Rücksprache genommen hatte. Sagnali bezahlte ja seine ziemlich hohe Miete stets außerordentlich pünktlich, und mit solchen Leuten verdirbt es ein Hausverwalter nicht gerade gern. — Mein Freund Bornemann ließ sich alles genau erzählen und kam dann zu mir. Und kaum hatte er seine Neuigkeit ausgekramt, kaum hatte er mir von dem Schablonenfabrikanten und dessen geheimnisvollem Gast mit möglichst vielen Einzelheiten berichtet, als mich auch bereits der in mir nur zu lebendige Berufseifer packte und in meinem Hirn blitzschnell Gedanken entstanden, die diese Schablonenwerkstatt zum Banknotenfälscher-Unterschlupf umwandeln.“

Der Geheimrat konnte sich nicht enthalten, etwas zweifelnd den Kopf zu schütteln.

„Waren diese Gedanken nicht ein bißchen sehr weit hergeholt, Herr — Herr Marlow?“ meinte er nachdenklich. „Sie hatten doch für solchen Ver-

dacht so gut wie gar keine Anhaltspunkte, wenn man — —“

„Ja, wenn man eben nicht das eine als recht schwerwiegend ansieht, daß solche Stanzmaschinen für Schablonen ganz vorzügliche Druckpressen für Papiergeld abgeben“, unterbrach ihn der Detektiv eifrig. „Man braucht nämlich nur die scharfen Stahlstempel, mit denen die Muster aus den Schablonenblättern ausgeschnitten werden, mit Druckplatten zu vertauschen, und die tadelloseste Presse ist fertig. — Hieran dachte ich sofort, Herr Geheimrat, und deshalb gab ich meine Reise auf — eben um zu ermitteln, ob ich mich wirklich in dieser Beziehung geirrt haben sollte.“

„Und Sie haben sich nicht getäuscht?“ fragte Winter ungeduldig. Man merkte ihm an, wie begierig er auf die Antwort war.

„So weit sind wir leider noch nicht, Herr Geheimrat, um darüber ein Urteil fällen zu können“, erwiderte der Detektiv. „Die ganze Sache befindet sich ja erst im Anfangsstadium. — Gestatten Sie, daß ich zunächst in meinem Bericht fortfahre. Eventuelle Fragen, die Sie stellen möchten, beantworte ich dann nachher. — Getreu meinem Grundsatz, bei allen Dingen lieber etwas zu viel als zu wenig Vorsicht aufzuwenden, verreihte ich — anscheinend wirklich noch an demselben Tage. In Wahrheit verließ ich aber bereits auf einer der nächsten Stationen den Zug und kehrte abends nach Berlin zurück, wo ich meine zweite, für solche Zwecke stets bereit gehaltene Wohnung aufsuchte,

die im Norden der Reichshauptstadt in der Vinzentstraße liegt und die ich schon vor längerer Zeit als harmloser Geschäftsreisender Friß Müller gemietet hatte. Dort verbrachte ich die Nacht und begann dann weiter am nächsten Morgen in meiner jetzigen Verkleidung meine Spürtätigkeit. Meine Absicht ging dahin, mich womöglich auf irgendeine Weise in das Haus als solider Mieter einzuschmuggeln. Nun — etwas Glück gehört immer zum Handwerk. Und so traf es sich denn auch, daß ich bei einer Frau Major v. Molnar als „möblierter Herr mit voller Pension“ Unterkunft fand.“

Der Detektiv erzählte nun dem Geheimrat ganz eingehend, wie er als Nachfolger Horst-Günthers in das Zimmer seinen Einzug halten durfte.

„Eigentlich war sogar mehr als Glück dabei“, meinte er. „Die eine Wand meiner neuen, nunmehr also dritten Behausung stößt nämlich an die Wohnung des Italieners an. Vielleicht gibt es da so einiges zu erlauschen, wenn man so kleine Vorbereitungen zu diesem Zwecke trifft. Inzwischen habe ich mir aber auch hinsichtlich der Person dieses Ernesto Sagnali einige Auskunft besorgt, die für uns recht vielversprechend ist. Ich habe ja die verschiedensten Mittel zur Verfügung, um mich über das Vorleben einer mich interessierenden Person zu unterrichten. Jedenfalls steht folgendes fest: Der Italiener ist von Hause aus Kunstmaler. Seine Vaterstadt Mailand, wo er anscheinend in künstlerischer Hinsicht nur Enttäu-

schungen erlebte, verließ er vor vier Jahren und kam dann nach Deutschland, wo er in Dresden sich als — Graveur und — Kupferstecher, Herr Geheimrat, ausbilden ließ. Er war dann nacheinander in verschiedenen Kunstanstalten der sächsischen Residenz tätig, bis er vor zwei Jahren aus der berühmten Dresdner Gemäldegalerie in einem unbewachten Augenblick einen alten italienischen Meister stahl, Marcellis berühmtes Bild „Die Verbannten“. Er hatte es samt dem Rahmen unter seinem Pelerinenmantel verborgen, wurde aber im letzten Moment, kurz vor dem Verlassen der Ausstellungsräume, abgefaßt, später vor Gericht gestellt und zu sechzehn Monaten Gefängnis verurteilt. Diese verbüßte er in der sächsischen Strafanstalt Dippoldsburg. Nach seiner Freilassung kehrte er nach Italien zurück, wo mittlerweile seine Eltern gestorben waren, verkaufte deren kleines Anwesen und reiste in Begleitung seiner einzigen Schwester Mariette nach Berlin. Hier mietete er sofort jene Wohnung, die er noch heute innehat, und begann ganz als fleißiger Geschäftsmann zu leben, arbeitete von früh bis spät und schien so seine einmalige Verfehlung, jenen Bilderdiebstahl, wieder gutmachen zu wollen. — So, Herr Geheimrat, das ist alles, was ich Ihnen bis jetzt mitteilen kann. Ich will nur noch erwähnen, daß zwei meiner Angestellten heimlich das Haus Gerberstraße Nr. 14 seit gestern ständig beobachten und auch dem Ernesto Sagnali und dessen Bekannten eine von diesem wohl kaum geahnte Aufmerksamkeit schenken.“

Geheimrat Winter strich sich nachdenklich den grauen Spitzbart.

„Also Kunstmaler, später Graveur und Kupferstecher, hm — sehr belastend, das muß ich sagen“, meinte er. — Und nach einer kurzen Pause fragte er dann:

„Mein lieber Herr — richtig, Marlow — ich werde mich nie an den verfluchten Namen gewöhnen — eines ist mir unverständlich: Weshalb in aller Welt wollen Sie denn durchaus die Annahme aufrecht erhalten, als ob Sie verreist seien?“

Der Detektiv lächelte fein.

„Ich will mich gewiß nicht selbst herausstreichen, Herr Geheimrat“, erwiderte er offen. „Aber ich bin doch nun einmal eine Persönlichkeit, mit der die Herren Verbrecher aller Spezialitäten rechnen, das heißt, vor der sie einen ganz netten Respekt haben. Wenn nun z. B. gestern in den Abendzeitungen zu lesen stand, daß Fritz Schaper für einige Wochen auf Erholungsurlaub gegangen ist, so atmet sicher eine ganze Anzahl jener Leute, die heimlich gegen die Gesellschaft und ihren Besitz ankämpfen und sich auf Kosten anderer zu bereichern suchen, wie befreit auf, da sie eben vor einem ihrer hartnäckigsten Verfolger für einige Zeit Ruhe haben. Und vielleicht befinden sich unter diesen Menschen auch Sagnali und sein geheimnisvoller Gast, vielleicht bewegen sie sich freier, wenn sie die Notiz, die nebenbei auf meine Veranlassung eingerückt wurde, zu Gesicht be-

kommen. Und dieses „sich freier bewegen“ heißt bei Verbrechern stets „eine Dummheit begehen“. Aus diesem Grunde mag das Märchen von meiner Abreise bestehen bleiben. Auch der Kolporteur Bernhard Marlow gerät dann weniger leicht in den Verdacht, ein verkappter Detektiv zu sein.“

„Um — ganz einleuchtend“, meinte Winter. „Noch etwas, Herr Kolporteur —“ fügte er schnell hinzu. „Haben Sie eigentlich diesen Unbekannten, der da bei Sagnali hausen soll, schon gesehen?“

„Leider nicht. Der Mann ist plötzlich unsichtbar geworden.“

„Er wird doch nicht etwa Argwohn geschöpft haben und — verduftet sein?“ meinte der Geheimrat fast ängstlich.

„Hoffentlich nicht. Wissen kann man's freilich nicht. Nur das eine ist ausgeschlossen: Von argwöhnisch werden kann keine Rede sein. Wodurch? Ich bin ja erst gestern im Hause Gerberstraße 14 aufgetaucht. — Nein, wenn er abgereist sein sollte, so hat das einen andern Grund.“

Der Geheimrat strich bedächtig die Asche seiner Zigarre in dem Becher ab.

„Wäre es nicht vielleicht das Wichtigste, wenn wir die Polizei in Vertrauen zögen?“ sagte er unsicher.

Der Detektiv antwortete erst nach einer geraumen Weile.

„Ganz wie Sie wollen, Herr Geheimrat. Nur würde ich in demselben Augenblick, wo die

Behörde diese Sache in die Hand nimmt, meine Tätigkeit einstellen.“

„Nein — um den Preis verzichte ich darauf!“ lachte der Geheimrat. „Und“, fügte er gutgelaunt hinzu, „daß ihr Privatdetektivs doch stets allein arbeiten wollt! Der reine Konkurrenzneid!“

„Ein sehr wahres Wort“, entgegnete Schaper ehrlich. „Für mich ist diese Angelegenheit wie jede andere Unternehmung ein Geschäft, von dem ich lebe, an dem ich verdienen will und muß, Herr Geheimrat. Und deswegen suche ich mir natürlich die Konkurrenz vom Leibe zu halten.“ —

Bald darauf verabschiedete sich der Detektiv, nachdem er Winter noch versprochen hatte, sofort zu ihm zu kommen, falls etwas von Wichtigkeit sich ereignen sollte.

4. Kapitel.

Eine Maus, die die Wand durchknabbert...

Zwei Tage später.

Ueber der Reichshauptstadt spannte sich ein wolkenloser, tiefblauer Himmel aus, von dem die Sonne mit ihren erwärmenden, belebenden Strahlen freundlich auf das unendliche Häusermeer herablachte, dessen Bewohner bereits am frühen Morgen in Scharen in die Umgegend gepilgert waren, um diesen herrlichen Sonntag draußen im Freien zuzubringen.

Auch die drei Geschwister Molnar hatten schon am Sonnabend den Plan gefaßt, eine längere Wanderung zu Fuß zu unternehmen. Und bei der Beratung dieser Idee, der auch die stolze Maximiliane beiwohnte, war Horst-Günther dann etwas zögernd mit der Frage herausgerückt, ob man nicht Ernesto Sagnali und Mariette bitten solle, sich ihnen anzuschließen.

Niemand widersprach. Im Gegenteil, alle nahmen diesen Gedanken bereitwilligst auf, und

besonders Maximiliane, die sonst sehr zurückhaltend war, äußerte so mancherlei, was bei dieser Unterredung den Ausschlag gab. Sie meinte, eigentlich sei man doch dem Italiener, der sich so viel Mühe um Horst-Günthers Sprachkenntnisse gebe, sehr zu Dank verpflichtet. Und er sei doch auch ein durchaus gebildeter Mensch, mehr Künstler als bloßer Kaufmann. —

So kam es, daß um zehn Uhr vormittags die fünf jungen Leute, wohlversehen mit Proviant, nach dem Ringbahnhof Schöneberg pilgerten und von dort weiter nach Wannsee fuhren, von wo aus sie zu Fuß durch den Wald und am Rande der idyllisch gelegenen Seen entlang nach der Residenzstadt Potsdam gehen wollten. Die Majorin blieb daheim. Derartige Anstrengungen vertrug sie nicht mehr. Außerdem hatte sich auch bei ihr für den Nachmittag ihre intime Freundin, die gleichfalls verwitwete Frau Hauptmann v. Lostrau, zu einem Blaudeerstündchen angemeldet.

Fris Schaper erfuhr von Astrid, die ihm wie immer den Morgenkaffee ins Zimmer brachte, von dieser gemeinsamen Partie.

„Viel Vergnügen, gnädiges Fräulein“, sagte er herzlich zu dem jungen Mädchen, mit dem er sich dank seiner heiteren Liebenswürdigkeit schnell auf kameradschaftlichen Fuß gestellt hatte.

„Sie sollten auch einmal hinaus ins Freie, Herr Marlow“, meinte Astrid mit strahlenden Augen, die schon die Vorfreude auf den Ausflug verrieten. „Sie haben's doch schwer. Da müssen

Sie sich etwas Erholung gönnen, wirklich. Können denn die Sonne und die frischen, harzduftenden Wälder Sie gar nicht?“

Der freundliche alte Herr nickte eifrig.

„Freilich, freilich. Ich möchte schon auch so hin und wieder mir die Welt außerhalb dieser Steinkolosse von Häusern beschauen! Aber — heute geht es nicht. Ich habe eine wichtige Arbeit vor.“

Astrid v. Molnar ahnte nicht, welcher Art diese Arbeit war.

Dann war Friß Schaper wieder allein.

Sinnend schaute er vor sich hin. „Also die Sagnalis machen mit! Eigentlich eine selten gute Gelegenheit, — Ob ich's wirklich wagen soll? — Das einzige, was mich stört, ist die Sorge, daß der geheimnisvolle Freund des Italieners sich in der Wohnung befinden könnte. Das wäre fatal, mehr als fatal!“ —

Gleich darauf machte er sich zum Ausgehen fertig. Wie er dann an dem Nebenhause vorüberschritt, in dem sich eine Kneipe befand, blieb er plötzlich vor deren Schaufenster stehen und zündete sich umständlich eine Zigarre an. Hinter der Spiegelscheibe aber saß ein einfach gekleideter Mann vor einem runden Tischchen und hatte neben dem Weißbiertglase ein Zeitungsblatt liegen, in dem er eifrig zu lesen schien. Ein aufmerksamer Beobachter hätte nun vielleicht bemerkt, daß der Detektiv mit diesem Manne, der schon am Sonntagmorgen seine Zeit im Restaurant tot-

zuschlagen schien, ein paar Blicke wechselte, die bewiesen, daß die beiden sich wohl recht gut kennen mußten.

Schaper benutzte dann, um etwaige Aufpasser zu täuschen und ihnen zu entgehen, denselben Durchgang, den er schon damals durchschritten hatte, als er sich zu Geheimrat Winter begab.

Auch heute bestieg er wieder ein Auto und nannte dem Schofför als Ziel der Fahrt „Dresdenerstr. 20.“ Hier verließ er den Wagen und ging zu Fuß bis zu seinem nahen Büro, dessen Eingang er nach vorsichtiger Umschau öffnete und eilig hineinschlüpfte.

Lemke, des Detektivs Vertrauter und rechte Hand, wunderte sich nicht wenig, als sein Herr hier so plötzlich austauchte, wo er doch eigentlich als „Italienreisender“ zur Zeit nichts zu suchen hatte.

Die beiden Herren, die schon so manchen harten Strauß gegen verbrecherisches Gesindel Schulter an Schulter ausgefochten hatten, besprachen dann mit jener angenehmen Kürze und Sachlichkeit, die sie sich im Verkehr miteinander angewöhnt hatten, alles Nötige.

„Ich habe Hiller, der in der Kneipe im Neben Hause auf Posten saß, verständigt, daß er mich hier treffen soll“, erwähnte der Detektiv im Laufe des Gesprächs. „Hiller ist doch der Gewandteste von unseren Leuten, und die Sache, die ich für heute vorhabe, verlangt ebensoviel Unverfrorenheit wie Geistesgegenwart.“

Wenige Minuten später erschien der Erwartete auch schon.

Schaper instruierte ihn genau, vergaß dabei auch nicht die geringste Kleinigkeit zu erwähnen und gab seinem Angestellten für jeden nur möglichen Fall die nötigen Verhaltensmaßregeln.

Zum Schluß sagte er dann: „So, nun wird wohl alles klappen. — Auf Wiedersehen also.“

Schon vorher hatte er sich ein kleines Schächtelchen, das er seinem Schreibtisch entnahm, zu rechtgelegt. Dies steckte er nun zu sich und verließ darauf das Büro.

Eine Viertelstunde später klingelte er in der eleganten Etage, die der Millionär Edgar Bornemann im eigenen Hause in der teuersten Wohngegend Berlins, in der Tiergartenstraße, innehatte.

Bornemann, der schon daran gewöhnt war, daß Fritz Schaper hin und wieder in den seltsamsten Verkleidungen bei ihm erschien, betrachtete den Freund erst eine Weile lächelnd von oben bis unten und sagte dann anerkennend:

„Vorzüglich, Herr Bernhard Marlow, ganz vorzüglich! Der Hintertreppen-Kolporteur, wie er im Buche steht! Solide, vertrauenerweckend, freundlich, gefestigtes Alter — alles da!“

Dann nahmen sie in dem Arbeitszimmer des jungen Millionärs, einem mit fürstlicher Eleganz, dabei keineswegs überladen eingerichteten Raume, Platz.

„Edgar“, begann Schaper sofort ohne Umschweife, „ich komme mit einer Bitte zu dir. Du kannst, wenn du Lust hast, mir auch bei dieser Sache, die mich augenblicklich beschäftigt, wieder hilfreich zur Hand gehen.“

„Aber gern, sehr gern sogar“, erklärte Bornemann, indem er die Vikörgläser füllte.

„Zunächst aber — prosit, Friß! Freue mich, daß du mal wieder bei mir bist. Bei einem so vielgeplagten Menschen, wie du es bist, genießt man nicht oft dieses Vergnügen.“

Schaper erzählte dann, wie weit die Untersuchung seines neuesten Falles gediehen war.

„Ich möchte nun gern, daß jemand nach der sächsischen Strafanstalt Dippoldsburg fährt und dort Nachfrage hält, mit wem der Italiener Sagnali damals in einer Zelle zusammengesessen, weiter, mit wem er sich so etwas angefreundet zu haben schien und ob und wer von den Gefangenen, die mit Sagnali zusammen ihre Strafe verbüßten, entlassen worden ist, und wann dies geschah.“

Der Millionär nickte. „Verstehe! Du willst auf diese Weise festzustellen versuchen, wer der merkwürdige Bekannte des Italieners ist, dieser Mann, der so ängstlich das Tageslicht scheut und offenbar doch ein Komplize Sagnalis zu sein scheint, als wir eben in diesem einen der Banknotenfälscher vor uns haben.“

„Stimmt, Edgar“, bestätigte der Detektiv. „Du hast wie immer schnell begriffen.“

„Und ebenso schnell werde ich auch handeln, das heißt, nach Dippoldsburg reisen. Nur ein Bedenken habe ich. Wird die Direktion der Straf-anstalt mir als Privatmann diese Auskünfte er-teilen?“

„Natürlich nicht. Du wirst ja aber auch kei-nestwegs dich als Millionär Edgar Bornemann dort vorstellen, sondern als Angestellter meines Detektivinstituts, wirst ein Beglaubigungsschrei-ben feierlichst den hoffentlich recht gemütlichen Herren Sachsen überreichen und dann bei deiner Schlaueit bald alles wissen, was uns zu erfah-ren not tut.“

„Dann hat die Sache allerdings ein anderes Aussehen. — Gut, wird gemacht. — Wo liegt eigentlich Dippoldsburg? Ich fahre natürlich mit meinem Mercedes-Wagen hin, bei dem schönen Sommerwetter das einzig richtige.“

„Meinetwegen. Nur lasse bitte dein Luxus-Auto im Städtchen, das etwa zwischen Dresden und Leipzig an der Hauptchauffee in einem be-waldeten Tale gelegen ist, halten und begib dich zu Fuß nach der Anstalt. Denn so elegante Autos kann ein Privatdetektiv sich nicht halten. Da würde dir kein Mensch den Angestellten Fritz Schapers glauben.“

Noch eine Stunde blieben sie zusammen. Dann verabschiedete der Detektiv sich, obwohl Bornemann ihn dringend bat, er möge doch bei ihm zu Tisch bleiben.

„Geht wirklich nicht, Freund Edgar, wirklich

nicht! Ich bin jetzt als Bernhard Marlow verpflichtet, pünktlich zu den Mahlzeiten, die mir die brave Majorin zurechtbraut, daheim zu sein. Aber ein andermal sehr gern — das weißt du ja.“

„Ein andermal! Als ob man deiner so leicht habhaft würde!“ seufzte der Millionär.

Und dann trennten Sie sich mit festem Händedruck, nachdem Schaper dem Freund noch das sogenannte Beglaubigungsschreiben aufgesetzt hatte, in dem natürlich kein Wort davon stand, daß es sich hier um Ermittlungen handelte, die die Aushebung jenes Fälscherneses bezweckten, von dem aus Deutschland seit einigen Monaten mit so vorzüglich nachgemachten Banknoten überschwemmt wurde. Hiervon durste vorläufig niemand etwas erfahren. Friß Schaper ließ sich nie vor dem letzten Hauptschlage in die Karten sehen. Das war auch eines seiner Prinzipien.

Zwei Stunden später. — Hiller, der Angestellte des Detektivinstituts, betrat wie ein harmloser Besucher das Haus Gerberstr. 14 und stieg mit sicheren Schritten die Treppe empor. Vor der Flurtür, an der das große Porzellschild mit der Aufschrift: „E. Sagnali, Fabrik künstlerischer Schablonen“ hing, machte er halt und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel.

Ruhig wartete er. Niemand öffnete. Nichts regte sich hinter der verschlossenen Tür.

Wieder läutete Hiller, nur anhaltender.

Da öffnete sich die andere Thür auf dem Trepp-
penpodest und Frau v. Molnar schaute heraus.

„Bei den Herrschaften ist niemand daheim“,
sagte sie kurz. „Sie läuten vergebens.“

Hiller löstete den Hut, murmelte ein leises
„Danke“ und schritt die Treppe wieder hinab.
Aber nicht ganz. Als er hörte, daß die alte
Dame oben ihre Thür wieder ins Schloß gedrückt
hatte, blieb er stehen und schlich nach einer Weile
wieder zurück. Nachdem er aufmerksam gelauscht
hatte, zog er einen komplizierten Dietrich aus der
Tasche, schob ihn in das Schlüsselloch und — be-
fand sich wenige Sekunden später im Korridor von
Sagnalis Wohnung.

Horchend verharrte er minutenlang an der
Thür. Es wäre ja möglich gewesen, daß die Dame
von vorhin ihn durch das Guckloch beobachtet
hätte. Aber drüben regte sich nichts.

Nun begann er schnell die Zimmer oberfläch-
lich zu durchsuchen. Er sollte ja nur feststellen, ob
sich der geheimnisvolle Gast des Italieners zur
Zeit in der Wohnung verborgen hielt. Die Ver-
mutung sprach zwar dagegen, weil der Unbekannte
sich in den letzten Nächten nicht mehr hatte se-
hen lassen. Trotzdem wollte Fritz Schaper aber
sicher gehen und zwar in jeder Beziehung.

Mit voller Berechnung hatte er angeordnet,
daß zunächst Hiller das Terrain erkunden sollte.
Wurde dieser bei dem immerhin waghalsigen Un-
ternehmen von dem Freunde Sagnalis abgefaßt,
so konnte doch niemand ahnen, daß auch der neue

Zimmerherr der Majorin seine Hand mit im Spiele hätte. Und darauf kam es dem Detektiv hauptsächlich an. Seine Person durfte auf keinen Fall irgendwie beargwöhnt werden, sonst war es mit seiner Spürtätigkeit hier im Hause zu Ende und auch der Erfolg seiner bisherigen Arbeit in Frage gestellt. Wurde dagegen Hiller von dem Fremden gesehen, so war tausend gegen eins zu wetten, daß jener den Angestellten des Detektivinstituts ruhig wieder fortlassen würde, da der Mann ja offenbar alle Ursache hatte, mit der Polizei in keine Berührung zu kommen. —

Hiller hatte sich sehr bald überzeugt, daß in den Räumen der Wohnung außer einem Kanarienvogel kein lebendes Wesen sich augenblicklich aufhielt.

So trat er denn ebenso vorsichtig den Rückweg an. Als er an des angeblichen Kolporteurs Stubentür vorüberschritt, pfiff er sogar sehr sorglos ein paar Takte aus der Oper Carmen vor sich hin — laut genug jedenfalls, daß Schaper sie hören konnte.

Es war dies das zwischen ihnen vereinbarte Signal, daß alles sicher sei.

Nun konnte Schaper selbst in Aktion treten. Die Luft war rein. Die Ausflügler würden vor Einbruch der Dunkelheit sicherlich nicht zurückkehren und der zur Zeit nicht anwesende heimliche Gast des Italieners war ja noch nie während des Tages im Hause aus und ein gegangen. Mithin konnte der Detektiv sich mit ziemlicher Ruhe an seine Aufgabe machen.

Mit einem ähnlichen Nachschlüssel, wie Hil-
ler ihn benutzt hatte, ausgerüstet, verließ Schaper
sein Zimmer und blieb erst eine Weile lauschend
auf dem Treppenpodest stehen, bevor er die Tür
der fremden Wohnung öffnete und blitzschnell da-
hinter verschwand.

Dann begann er ganz eingehend jedes ein-
zelne der vier Zimmer zu besichtigen. Mit dem
ersten zur linken Hand begann er.

Aber all seine Mühe war hier vergeblich.
Er fand auch nicht die geringste Kleinigkeit, die
irgend einen Schluß auf die Persönlichkeit des
Bewohners dieses Zimmers zugelassen hätte.

Anzufrieden blieb er mitten in dem schma-
len Gemache stehen und beschaute sich die eine
Wand, die dieses Zimmer mit seinem eigenen,
nebenan liegenden gemeinsam hatte. Plötzlich
leuchteten seine Augen auf.

„Richtig — das darf ich nicht vergessen!“
murmelte er vor sich hin. „Wer weiß, ob ich so-
bald wieder eine Gelegenheit finde, die so gün-
stig ist wie die heutige.“

Nun fing er mit Hilfe eines Maßes, das er
sich aus einer zusammengelegten Zeitung provi-
sorisch herstellte, diese gemeinsame Wand der bei-
den Zimmer in besonderer Weise auszumessen an.
Erst legte er die Entfernung von der Fenster-
wand nach einer auf einem großen Paneelbrett
stehenden schweren Porzellanvase fest. Dann maß
er wieder die Höhe genau, in der das Paneelbrett

und die Vase sich über dem Fußboden befanden. Die einzelnen Zahlen schrieb er in sein Notizbuch ein.

Hierauf nahm er die Vase herunter und schnitt an der Stelle, die bisher die Vase beschattet hatte, ein etwa acht Zentimeter großes, quadratisches Stück aus der Tapete mit Hilfe seines Federmessers heraus. Dies tat er mit größter Sorgfalt, um die Tapete, die zum Glück nicht allzu fest an der Mauer haftete, möglichst wenig zu beschädigen. Nachdem er so den Kalk der Wand freigelegt hatte, bohrte er mit seinem Messer in die auf die Ziegelsteine aufgetragene Mörtelschicht ein Loch von etwa drei Zentimeter Durchmesser. Hiermit fertig, machte er sich auf die Suche nach etwas Klebstoff. Diesen fand er sehr bald in einem Fläschchen vor, das auf Sagnalis Schreibtisch in dem gegenüberliegenden Vorderzimmer stand.

Jetzt bohrte er in das losgelöste Tapetenstück eine ganze Anzahl feiner Löcher, die so gelegt waren, daß der siebähnlich gewordene Teil dieses Tapetenstückes nachher genau auf das in den Mörtel eingekratzte Loch paßte und dieses wie das Schutzblech eines Telefonhörers überspannte.

Nachdem er die Tapete festgeklebt hatte, entfernte er mit größter Sorgfalt jedes Stäubchen des Mörtels, das bei seiner Arbeit auf das Paneelbrett gefallen war, stellte das Fläschchen mit dem Gummi Arabikum an seinen Platz zurück und brachte auch die große Vase wieder an ihren

Standort auf dem Paneel, so daß schon ein sehr argwöhnisches und sehr scharfes Auge dazu gehört hätte, um hier im Zimmer auch nur die geringste Aenderung zu bemerken.

Nochmals beschaute er sich jetzt sein Werk. — Er konnte zufrieden sein. Daß das Tapetenstück wie ein Sieb durchlöchert war, konnte man nur erkennen, wenn man das Auge ganz dicht an jene Stelle heranbrachte.

Nunmehr widmete er sich den übrigen Räumen. Ganz eingehend beklopfte er möglichst leise alle Teile der Wände, die ihm geeignet schienen, dahinter ein Versteck anzubringen. Doch sein Suchen blieb umsonst. Selbst in Sagnalis Arbeitszimmer hatte er zunächst ebenso wenig Erfolg. Schon wollte er alle weiteren Bemühungen aufgeben, als er in einem Romane, der achtlos auf das Fensterbrett gelegt war, ein als Lesezeichen zusammengefaltetes Stück Papier bemerkte. Er nahm es heraus, glättete es. Da stutzte er schon beim ersten Hinsehen.

Es war eine Quittung, ausgestellt vom ersten Juni dieses Jahres, über „den Lager Speicher Wendelholzgasse 3“. Unterzeichnet war die auf 125 Mark lautende Quittung mit „Robert Eichler“ oder „Seidler“ — genau ließ der Name sich nicht entziffern. Der Bezahler aber war — und das blieb die Hauptsache! — Ernesto Sagnali gewesen, der mithin noch irgendwo einen Lagerraum für solche Zwecke gemietet hatte.

Fritz Schaper notierte sich den Inhalt der

Quittung ebenso genau wie vorhin die Zahlen der Maße, die er festgestellt hatte und die jenen Fleck der Mauer betrafen, den er für einen bestimmten, sehr präzise arbeitenden kleinen Apparat derart vorbereitet hatte.

Fünf Minuten später befand er sich schon wieder in seinem eigenen Zimmer.

Wie er jetzt nach der Uhr schaute, war er äußerst überrascht, daß ihm die letzten Stunden geradezu im Fluge vergangen waren. Nicht weniger als drei und eine halbe Stunde hatte er in der Wohnung des Italieners zugebracht.

Gleich darauf finden wir Fritz Schaper, der Weste und Jackett abgelegt und es sich möglichst bequem gemacht hatte, dabei beschäftigt, in ähnlicher Weise die Verbindungswand der beiden Zimmer auszumessen, wie er dies soeben drüben in dem Schlupfwinkel des geheimnisvollen Fremden getan hatte.

Mit Leichtigkeit gelang es ihm so, die Stelle zu treffen, die genau derjenigen entsprach, vor die er die durchlöchernte Tapete geklebt hatte, nachdem der Mörtel zu einem Loch entfernt worden war.

Diese Stelle lag hier in seinem Zimmer unter seinem schon etwas stark ramponierten Zigarrenschränken, was für seine Zwecke recht geeignet war. Nachdem er das Schränkchen von seinem Haken abgehoben und bei Seite gestellt hatte, suchte er aus seinem verschlossenen Koffer einen sogenannten Mauerbohrer hervor, mit dem es

ihm leicht wurde, durch die Ziegel ein kreisrundes Loch bis an die durchlöchernte Tapete im Nebenraum zu treiben.

Seine Abmessungen stimmten so tadellos, daß das Loch wirklich genau vor dem derart präparierten Tapetenstück endete.

Den entstandenen rötlichen Ziegelstaub entfernte er sehr vorsichtig aus der Oeffnung mit einem langstieligen Pinsel.

Dann befestigte er das hier ebenfalls herausgeschnittene Tapetenstück mit Hilfe von Wachs an der alten Stelle, hängte das Zigarrenschränkchen auf den Haken und packte seine Instrumente wieder weg.

Aufatmend ließ er sich nun in den am Fenster stehenden Schaukelstuhl fallen. Ihm war doch warm bei der Arbeit geworden. Besonders die geräuschlose Handhabung des Mauerbohrers hatte manchen Tropfen Schweiß gekostet. Als dann aber erst seine Zigarre brannte und er die ersten Rauchwölkchen voller Behagen von sich blies, fühlte er sich so recht von Herzen zufrieden. Dieser Tag hatte ihm doch einen gewaltigen Vorteil über die gesichert, die er um jeden Preis entlarven wollte. Er brauchte jetzt nur die kleine Messingröhre, die einen sogenannten Schallverstärker enthielt, in das Mauerloch zu schieben, auf die Röhre den Trichter aufzuschrauben und sein Ohr daran zu halten, so konnte ihm auch nicht ein Wort von dem entgehen, was drüben in dem anderen Zimmer gesprochen wurde.

Ja, diese Amerikaner! Dieser Schallverstärker war auch so eine von ihren feinen Erfindungen, die man im Kampfe gegen Verbrecher vorzüglich ausnutzen konnte. Freilich, die kleinen Nebenanlagen, die dazu gehörten, die durchlöcherete Tapete usw., die hatte Fritz Schaper selbst ausprobiert und ausgeflügelt. Und darauf war er nicht wenig stolz.

5. Kapitel.

Sagnalis böser Geist.

Inzwischen waren die fünf Ausflügler längst in Potsdam angelangt, wo sie in einem bescheidenen Restaurant gespeist hatten, um dann ihre Fußwanderung sofort wieder nach dem vereinbarten Plane in der Richtung Caputh—Goldow fortzusetzen, von wo aus sie mit einem der Tourdampfer bis Wannsee zurückfahren wollten.

Horst-Günther hatte auf der mitgenommenen Karte glücklich einen schattigen Weg entdeckt, der mitten durch den Wald führte und den man auch, obwohl er eine ziemliche Verlängerung des Marsches bedeutete, zu benutzen beschloß.

Astrid, Mariette und Horst-Günther waren bald ein weites Stück voraus, während Maximiliane und Sagnali ihnen in angeregter Unterhaltung folgten.

Die ältere Molnar, die in ihren Mußestunden selbst ein wenig den Pinsel führte, hatte das Gespräch bald auf künstlerisches Gebiet hinübergespielt, wodurch Sagnali wieder veranlaßt wurde, über seine eigene Tätigkeit als Maler einige sich notwendig ergebende Andeutungen zu machen.

Bald redete er sich, wie immer, wenn er auf die Lage seines Hoffens und Ringens zu sprechen, kam, in eine gewisse leidenschaftliche Erregung hinein. Immer mehr nahmen seine Worte die Gestalt einer rückhaltlosen Beichte an, immer offener entblöhte er vor seiner schweigend lauschenden Begleiterin seine von so widerstreitenden Empfindungen zerrissene Seele.

„Damals, als man mir „Die Sünde“ zurückschickte, als ich einsah, daß mein jahrelanges, tief-ernstes Streben mich auch nicht einen Schritt vorwärts gebracht hatte, da zerriß eine Saite in meinem Innern, die bis dahin die Harmonie in den Tönen meines Seelenlebens hervorgebracht hatte. Was dann folgte, war nur noch handwerksmäßige Ausübung der Kunst, war nur die Arbeit, die jemand leistet, um den Schmerz der Enttäuschung zu betäuben.“

„Und Sie haben sich nie wieder an ein größeres Werk herangewagt?“ fragte Maximiliane leise, indem sie das in der Erregung noch anzie-

hendere Gesicht ihres Weggefährten mit scheuem Blick musterte.

„Nie wieder! Ich hatte eben das Vertrauen zu mir verloren. Und was das bei einem Künstler bedeutet, vermag eben nur ein Künstler richtig einzuschätzen.“

Maximiliane fühlte plötzlich, daß tiefes Mitleid ihr zum Herzen quoll wie eine heiße Welle.

„Oh, ich kann das ebenfalls begreifen, obwohl ich einen profaischen Beruf ausübe“, meinte sie herzlich. „Sehen Sie, Herr Sagnali, damals, in jener schweren Zeit, da hat Ihnen ein Freund gefehlt, der Ihnen tröstend zur Seite stand, der Sie aufrichtete, ein redlicher Freund, wie — —“

„Ja — wie man ihn so selten findet!“ lachte er rauh. „Freundschaft! Ich halte nicht viel davon!“ fuhr er schnell fort. „Das einzige Band, das uns Menschen ohne egoistische Nebenmotive umschlingt, ist und bleibt die Liebe, dieses Gefühl völligen Ineinanderaufgehens, völliger Zusammengehörigkeit. Liebe hilft alles überwinden! — Ich weiß, andere denken anders hierüber. Mögen sie! Das Beglückende, Erhebende der Freundschaft — das sind ja alles nur Phrasen, die sich schnell als solche enthüllen, wenn diese Freundschaft einmal auf eine etwas härtere Probe gestellt wird.“

„Sie sind bitter, Herr Sagnali“, meinte Maximiliane mit leisem Vorwurf.

„Vielleicht mehr verbittert“, erwiderte er, einen leichteren Ton anschlagend. „Nun, es ist

ja nicht ausgeschlossen, daß auch für mich wieder bessere Tage kommen. Habe ich erst so viel Geld zusammengeschart, daß ich meine Malstudien wieder aufnehmen kann und zwar bei ersten Lehrern, dann werde ich der Welt beweisen, daß Ernesto Sagnali doch kein Stümper war.“ — —

Schweigend schritten sie eine Zeitlang dahin.

Vor ihnen hatten die drei Wanderer ein heiteres Wanderlied angestimmt. Aber aus dem Dreiklang der Stimmen hob sich immer wieder ein schmetternder, glockenreiner Sopran hervor — der Mariettes, die über ein selten kräftiges, modulationsfähiges Organ verfügte.

Maximiliane lauschte. „Schade — eigentlich sollten Sie Ihrem Schwesterlein Gesangstunden geben lassen. Diese Stimme dürfte nicht verkümmern. Gold steckt in ihr, Schätze, die leicht zu heben sind.“

Aber Sagnali schüttelte den Kopf.

„Nie werde ich das zulassen, nie“, entgegnete er ernst. „Mariette würde dann fraglos bald auf die Idee kommen, zur Bühne zu gehen. Und das soll sie nicht. Dazu ist sie mir zu schade.“

„Sie lieben Ihre Schwester sehr, nicht wahr?“ fragte Maximiliane lächelnd.

„Sehr“, bestätigte er einfach.

Und weiter gingen sie durch den sonnendurchleuchteten Wald, beide wie im halben Traum. Immer fester schlang ein Gefühl gegenseitiger Sympathie seine gefährlichen Bande um die beiden, immer fester. In Maximilianes bisher so un-

berührtem, verschlossenem Herzen war nichts als heimlicher Jubel. Sie schrieb dies lediglich dem Reize dieses wunderbaren Sommertages zu, ahnte nicht, daß etwas anderes hier mitsprach, daß auch sie jetzt den gefunden hatte, an den sie ihr starkes Herz unwiederbringlich verlieren sollte. — —

Und da sagte Sagnali plötzlich:

„Hätte ich Sie damals bei mir gehabt in Mailand — ich wäre geblieben, was ich war —“

Unwillkürlich hatte er ihre Hand ergriffen und preßte sie zwischen seinen heißen Fingern. Von diesen Fingern ging es wie ein Strom ungezügelter Leidenschaft auf das junge Mädchen über. Ihre Augen, diese großen, ernstesten Augen, verschleierten sich immer mehr.

Und dann — dann lag sie an seiner Brust, seine heißen Rippen suchten die ihren, wild preßte er sie an sich — —

„Liebst du mich auch wirklich. Maximiliane?“ Wie ein Jubelruf war diese Frage.

Und stark und selbstbewußt wie sie immer war, erwiderte sie nur, sich noch näher an ihn schmiegend:

„Ich liebe dich. — Noch nie hat mein Herz schneller um einen Mann geschlagen, noch nie — Ich bin dein, und dein bleibe ich.“ — —

Da ging es ihm wie ein schmerzhafter Stich durch das Herz.

Er erwachte. Und sah vor sich jetzt nur die Wirklichkeit, sah sich selbst — durfte er, gerade er, denn überhaupt um ein Weib freien, durfte er

Dieses reine Wesen an sich fetten — er, ein Verbrecher, über den jeden Tag das Verhängnis hereinbrechen konnte?

Und doch. — Er konnte nicht anders! Wie hilfe- und schussuchend hielt er sie jetzt umfassen, bog den Kopf etwas zurück und schaute ihr tief in die leidenschaftlichen Augen.

„Und du bleibst bei mir, komme, was kommen mag?“ fragte er kaum hörbar.

Sie nickte nur.

Wieder fanden sich ihre Lippen. Ihre Küsse waren sengend, begierig, wie von Durstenden. Sie hörten, sahen nichts. Ihre Seelen drängten sich ineinander, nahmen voneinander Besitz. Der enge Weg in der Tannenschonung hatte selten solche Seligkeit zweier Menschenkinder gesehen.

Dann schritten sie weiter, Arm in Arm. —

Und als sie vorüber waren, löste sich aus einer Baumgruppe die Gestalt eines Mannes heraus, der heimlicher Zeuge dieser Szene geworden war.

Ein häßliches Lachen lag um die Lippen dieses Menschen, der in Maximiliane v. Molnar nur eine neue Feindin witterte, die der Durchführung seiner Pläne hindernd in den Weg treten konnte.

Eine halbe Stunde später saßen die fünf Ausflügler in der Glasveranda des Fährrestaurants in Caputh beim Kaffee.

Ernesto und Maximiliane waren sehr schweigsam. Zum Glück merkten die andern nichts. Denn vorläufig wollten die beiden ihr Geheimnis noch für sich behalten.

Als Sagnali dann die Anstehenden zufällig musterte, trafen seine Blicke mit denen — Merwinski zusammen, der keine drei Tische von ihnen entfernt Platz genommen hatte.

Merwinski hatte es mit Hilfe von Schminke und durch die Brille wirklich fertig gebracht, sein Aussehen vollständig zu verändern. Heimlich nickte er Sagnali jetzt zu — der aber senkte schnell den Kopf.

Merwinski! Gerade der! — Wie eine Bergeslast legte es sich auf des jungen Malers Seele. — Der holde Traum, in dem er heute gelebt, zerbrach unplötzlich. Die Gegenwart mit ihren Schrecken stand vor ihm. — —

Nur nicht denken, nur nicht denken! Was würde nur die Zukunft bringen, diese Zukunft, die jetzt so schön hätte sein können, wenn nicht dieses Unabänderliche gewesen wäre, vor dem es kein Entrinnen gab?! —

Eine trostlose Mutlosigkeit bemächtigte sich Sagnalis.

Da fühlte er seine Hand leise berührt. Maximilianes Finger schmiegt sich scheu in die seinen. Die drei anderen waren gerade aufgestanden, um einen vorüberfahrenden Dampfer zu betrachten.

Und er preßte diese Finger wie ein Verzweifelter.

Es mußte anders werden, mußte! Er würde alles von sich abschütteln, was ihn bisher am Rande eines Abgrundes entlangwandeln ließ — um ihretwillen!

Ernesto Sagnali war noch bis gegen einhalb ein Uhr in seinem Zimmer ruhelos auf und ab gegangen, ein Opfer seiner erregten Gedanken, die ihn nach einen Ausweg aus diesem Labyrinth suchen ließen.

Dann hatte er das Schloß der Flurtür schnappen gehört. Merwinski kehrte zurück.

Gleich darauf erschien dieser bei ihm. Ihre Begrüßung war kühler denn je.

„Schlechter Laune?“ fragte Merwinski, indem er sich in einen der Sessel fallen ließ und sein Zigarettenetui hervorholte.

„Ich wollte gerade zu Bett gehen“, meinte Sagnali kurz.

„Das ist keine Antwort auf meine Frage“, sagte der andere mit einem seltsamen Grinsen. Und fügte dann hinzu:

„Wie weit sind Sie eigentlich mit Horst-Günther, Freund Ernesto?“

Sagnali war inzwischen zu einem Entschluß gelangt. Einmal mußte diese Aussprache zwischen ihnen ja doch erfolgen. Und warum sollte dies nicht gleich jetzt geschehen, wo er in der doch so lebendigen Erinnerung an Maximilianes Zärtlichkeiten sich frischer und kampfbereiter als vielleicht an einem der folgenden Tage fühlte?

So blieb er denn vor Merwinski stehen und lehnte sich an die Türfüllung.

„Unsere Gemeinschaft muß ein Ende haben“, sagte er schnell und energisch. „Ich mache nicht mehr mit. Sehen Sie zu, wie Sie ohne mich wei-

terkommen. Ich — ich will ein ehrlicher Mensch werden.“ — —

Merwinski schien etwas Aehnliches erwartet zu haben. Auch nicht die leiseste Ueber-
raschung prägte sich in seinen Zügen aus. Er pfiff
spöttisch durch die Zähne.

„Ehrlicher Mensch werden! Nicht übel klingt
das, lieber Ernesto. — Wissen Sie aber auch,
wie schwer es hält, so plötzlich den alten Adam
auszuziehen, wie viele Hindernisse sich einer sol-
chen Absicht entgegenstellen?“

„Hindernisse? Ich wüßte nicht, welcher Art
diese sein könnten“, meinte Sagnali unsicher.

„Mein Bester, stellen Sie sich doch nicht so
harmlos an, als ob Sie erst seit gestern auf die-
ser schönen Welt wandelten. — Nur eins. Wo-
von wollen Sie denn z. B. Ihren Lebensunter-
halt bestreiten? Etwa von den Einnahmen der
Schablonenfabrik, die bisher stets mit Verlust ge-
arbeitet hat?“

Oder wollen Sie wieder als Graveur arbei-
ten? — Ich fürchte nur, Sie werden schwer eine
Stellung finden. Vorbestrafte Leute nimmt man
ungern — hm, ja!“

Aus Sagnalis Gesicht war jede Spur von
Farbe gewichen. Nur zu deutlich merkte er, wie
das Verderben wieder auf ihn zugeschlichen kam
wie ein häßliches Raubtier.

„Mein lieber Ernesto“, begann Merwinski
wieder, „Sie mögen es mir glauben oder nicht: ich
meine es nur gut mit Ihnen, wirklich. Zum
Ehrlichwerden ist noch immer Zeit, wenn wir

beide unser Schäschen im Trockenen haben. Bedenken Sie auch: Unser Verbrechen bleibt als strafwürdig immer bestehen, auch wenn Sie selbst jetzt nicht weiter bei der Unterbringung unserer schönen Scheine mitwirken wollten. Mit einem Wort: Sie haben all die Mühe, all die Gefahr umsonst auf sich genommen. Außerdem — was wird aus Ihren künstlerischen Plänen, die Sie mit Hilfe dieses Geldes verwirklichen wollten?! Sie werden dann Ihr Leben lang — Handwerker bleiben! — Nein, Ernesto — arbeiten wir ruhig weiter zusammen, wenigstens so lange, bis — Sie wissen ja!“

Er schaute sein Gegenüber forschend an. Aber Sagnali ließ sich so leicht nicht betören.

„Trotz alledem — ich will nichts mehr damit zu schaffen haben, dabei bleibt's“, sagte er hartnäckig.

Da glomm in Mertwinskis Augen ein böses Glackern auf.

„Mithin sind unsere famosen Banknoten also nur noch Makulatur“, meinte er ironisch. „Für eine runde Million haben wir davon lagern, das wären für jeden fünfmalhunderttausend Mark.“

Er betonte diese letzteren Worte besonders.

„Und die Summe wollen Sie hingeben, nur weil plötzlich Ihr Herz sich von einem Weibe hat umgarnen lassen? — Lächerlich!“

Sagnali fuhr auf.

„Was — was soll das heißen?! Antwort! Reden Sie!“ —

Er hatte die Arme wie zum Angriff vorge-
streckt. Seine ganze Gestalt bebte vor Wut.

„Regen Sie sich nicht unnötig auf“, meinte Merwinski gleichmütig. Ich wurde heute im Walde bei Caputh zufällig Zeuge der Zärtlichkeiten, die — nun, kurz und gut, ich weiß Bescheid und ahnte auch schon, daß Sie plötzlich — Tugendpinsel werden wollen.“

Sagnali lehnte jetzt zusammengesunken an der Tür. Seine Arme hingen schlaff herab. Er wußte nun, welche Waffe der andere gegen ihn gebrauchen würde.

Und wirklich. Schon begann Merwinski wieder von neuem:

„Haben Sie etwa gehofft, Ernesto, daß ich Sie um eines Weibes willen freigeben würde?! Dann haben Sie sich gründlich verrechnet. Vergessen Sie nicht, daß wir beide einen feierlichen Vertrag geschlossen haben, in dem jeder von uns bestimmte Verpflichtungen übernommen hat. Ich bin den meinen nachgekommen, Sie aber wollen jetzt — treulos werden! Ehe dieses geschieht, mein Lieber, zertrümmere ich Ihr Liebesidyll, darauf können Sie sich verlassen. Ob die Dame von dem vorbestraftem Banknotenfälscher noch etwas wissen will, möchte ich doch stark bezweifeln.“

Er machte eine kurze Pause.

„Nun die andere Seite der Angelegenheit, die praktische. Wenn Sie weiter mit mir Hand in Hand arbeiten, Ernesto, so steht Ihrem Wunsche, das Weib zu freien, das Sie lieben, nichts im Wege. Mit dem Gelde, das uns winkt, können

Sie sich eine ganz neue, eine ehrliche Zukunft errichten, können Sie durch ein Leben treuester Pflichterfüllung alles das wieder gutmachen, was Sie gefehlt haben. — Ueberlegen Sie sich bis morgen meine Worte genau und sagen Sie mir dann Bescheid. — Gute Nacht, Kamerad, und — keine Dummheiten, die sich nicht wieder ausgleichen lassen!“

Damit verließ Merwinski das Zimmer.

Noch lange stand Sagnali regungslos an derselben Stelle.

Nur ein Gedanke wogte unaufhörlich durch sein Hirn: „Ich komme nicht heraus aus diesem Sumpf — mein böser Geist hat mich zu fest in den Krallen.“ —

Müde, zerschlagen und voll tiefer Hoffnungslosigkeit ging er dann zur Ruhe. Aber noch stundenlang wälzte er sich wach in den Rissen hin und her, nachgrübelnd über einen Ausweg aus dieser verzweifelten Lage.

6. Kapitel.

Aus den Akten einer Strafanstalt.

Am Dienstag nach jenem ereignisreichen Ausflug erhielt der Detektiv einen Rohrpostbrief von Bornemann, in dem dieser ihn zu einer dringenden Unterredung zu sich bat.

Das Schreiben verbrannte Schaper vorsichtigerweise über einer Kerze und streute die Asche zum Fenster hinaus. Dann begab er sich auf dem gewöhnlichen Wege durch das Durchgangshaus zu seinem Freunde, der ihn mit geradezu strahlendem Gesicht empfing.

„Fris, ich habe einen glänzenden Erfolg in Dippolsburg zu verzeichnen gehabt“, begann der Millionär, nachdem sie sich in dessen Arbeitszimmer bequem gemacht hatten.

„So, freut mich. — Krume aber schnell deine Neuigkeiten aus, Edgar, denn ich darf nicht allzu lange meinen Lauscherposten verlassen.“

„Lauscherposten? Ich verstehe nicht ganz?“ meinte der andere verwundert.

„Davon nachher. Zunächst das Wichtigste“, erklärte Schaper jedoch, der wirklich darauf gespannt war, was Bornemann in der Strafanstalt ausgerichtet hatte.

Der Millionär holte aus seiner Briefftasche einen engbeschriebenen Zettel hervor und reichte ihn dem Freunde hin.

„Da — ich habe dir alles notiert, wenigstens die Hauptsachen. Im übrigen läßt sich über meine Expedition folgendes berichten: Gestern morgen sieben Uhr verließ ich mit meinem Auto, nur begleitet von meinem Schofför, die Reichshauptstadt. Mittags trafen wir, nachdem wir uns einmal ein wenig verirrt hatten, in Dippoldsburg ein, hielten vor dem Hotel „Zur Krone“ und nahmen dort unsere Mahlzeit ein. Um ein Uhr klingelte ich an der Pforte der hohen Ziegelmauer, die den riesigen Gebäudekomplex der Anstalt umschließt. Ich ließ mich dem Direktor melden, der mich auch sofort empfing und sich im Laufe der Unterhaltung als einer jener herzenguten Menschen entpuppte, die bei aller äußerlich zur Schau getragenen Strenge niemandem eine Bitte abschlagen können. Als ich ihm mein Anliegen vortrug und dein sogenanntes Beglaubigungsschreiben vorzeigte, befahl er sogleich den Wärter herbeizuholen, der den Italiener damals in seiner Abteilung gehabt hatte. Dieser Gefangenenaufseher besann sich auch auf Ernesto Sagnali noch sehr gut. Wie ich ihn fragte, ob er mir vielleicht angeben könne, mit wem Sagnali hier in der Strafanstalt besonders sich angefreundet habe,

wurde er erst recht gesprächig und berichtete folgendes:

Sagnali war in der Buchbinderei des Gefängnisses beschäftigt worden und hatte hier einen gewissen Franz Merwinski kennengelernt, mit dem er bald ein Herz und eine Seele zu sein schien. Merwinski, ein gebildeter Mensch, war früher Chemiker gewesen, wanderte dann aber wegen verschiedener Betrügereien und Diebstähle für längere Zeit ins Gefängnis. So hatte er zum Beispiel, wie sich aus seinen Personalakten nachweisen ließ, in der Diedenheimer Papierfabrik, wo bekanntlich unter strenger staatlicher Aufsicht das Banknotenpapier hergestellt wird, von diesem größere Mengen heimlich beiseite gebracht, ohne daß es nachher gelang, diese Papiervorräte, die er irgendwo gut verborgen haben mochte, zu beschlagnahmen. Er selbst blieb dabei, daß er sie verbrannt hätte. Gefragt, wozu er sie entwendet habe, brachte er allerlei Lügen vor. Jedenfalls ist dies Banknotenpapier bis heute nicht wieder aufgefunden worden.“

Schaper, der ebenfalls lauschend zugehört hatte, erhob sich ungestüm und begann mit eiligen Schritten das Zimmer zu durchqueren.

„Bornemann“, rief er dabei, „jetzt ist die Sache sonnenklar. Der Unbekannte im Hause Gerberstr. 14, der nur nachts ein und aus geht, und der, wie meine Leute sehr wohl beobachtet haben, Sonntag wieder aufgetaucht ist, kann nur jener Franz Merwinski sein. Und nun ist ja auch das

Rätsel gelöst, warum gerade diese falschen Banknoten, die in der letzten Zeit ausgegeben wurden, so tadellos geraten sind, daß sie kaum von echten unterschieden werden können: Am Papier liegts, dessen Herstellung den Fälschern ja immer die meisten Schwierigkeiten bereitete. — Nun, der Geheimrat Winter wird ein schönes Gesicht machen, wenn ich ihm erzähle, daß das verwendete Papier sogar aus der staatlich beaufsichtigten Fabrik stammt!“

Der Millionär hob jetzt bittend die Hand.

„Setz dich wieder, Fritz. Ich bin mit meinem Bericht ja noch nicht fertig.“

„So? Na, was gibt's denn noch?“ meinte Schaper, indem er sich in einen Klubsessel fallen ließ.

„Für den Rest meiner Mitteilungen scheinst du nicht gerade übermäßiges Interesse zu haben“, sagte Bornemann, indem er etwas den Gefrängelten spielte. „Und dabei enthält doch gerade dieser Rest die Erklärung dafür, weswegen der geheimnisvolle Gast Sagnalis so sehr das Licht des Tages scheut.“

Nun horchte der Detektiv doch auf.

Allerdings, Edgar, dieser Punkt war noch klarzustellen, das stimmt“, sagte er hastig. „Also bitte, schieße los.“ —

„Franz Merwinski hat seinerzeit fünf Jahre Gefängnis aufgebrummt erhalten“, berichtete Bornemann. „Von diesen fünf Jahren brauchte er aber nur drei abzusitzen.“

„Brauchte? Was heißt das? — So wurde er also begnadigt, nicht wahr?“

„Er begnadigte sich selbst, indem er einfach eines schönen Tages auskniff“, entgegnete Bornemann vergnügt.

Schaper lachte.

„Ach so! Netter Art von Begnadigung! Ich fürchte nur, der Mann wird sehr bald wieder hinter Schloß und Riegel sitzen, sehr bald!“ — —

Bornemann schaute den Freund fragend an.

„Besizest du denn bereits genügend Beweismaterial, um gegen die beiden vorgehen zu können?“ meinte er interessiert.

„Das wohl nicht. Aber ich hoffe es demnächst zusammen zu haben.“

Und dann erzählte er dem Millionär alles, was seit ihrer letzten Zusammenkunft sich ereignet hatte.

„Leider habe ich bisher keine Gelegenheit gehabt“, sagte er zum Schluß, „von meiner Horcheinrichtung Gebrauch machen zu können. Gewiß, ich kann, wenn ich das Ohr an den aufgeschraubten Schalltrichter halte, deutlich hören, wie der Unbekannte sich drüben in seinem Zimmer bewegt, was er treibt usw., habe auch schon einige Sätze belauscht, die Sagnali mit seinem Gast austauschte — aber etwas von Bedeutung vernahm ich bisher nicht. Vielleicht habe ich auch den richtigen Moment verpaßt. Du mußt nämlich nicht vergessen, Freund Edgar, daß ich in meinem neuen Junggesellenheim nur bis zu einer gewissen Grenze Herr

meiner selbst bin. Drei Stunden des Tages bringe ich sicherlich im Geplauder mit der jüngsten Molnar zu, einem zarten, dabei außerordentlich fleißigen Geschöpfchen, das für mein leibliches Wohl insofern sorgt, als es mir die Mahlzeiten ins Zimmer bringt. Möglich also, daß gerade während dieser Plauderstunde für mich wertvolle Horchgelegenheiten unbewußt vorübergegangen sind. Trotzdem werde ich diese wenig schöne Spezialität nicht einstellen, da ich eben darauf angewiesen bin. Alles kommt ja für mich darauf an, daß ich baldigst erfahre, wo die beiden Banknotenfälscher ihre Utensilien für ihre unerlaubte Papiergeldfabrikation verborgen haben. In der Wohnung befindet sich dieses Versteck jedenfalls nicht. Das habe ich am Sonntag festgestellt. Vielleicht ist es in jenem Speicher zu suchen, für den der Italiener monatlich 125 Mark Miete zahlt, wie mir die leichtsinnigerweise von ihm als Lesezeichen benutzte Quittung verriet.“

„So bist du also noch nicht in der Wendelholzgasse gewesen — so hieß doch die Straße, die du vorhin nanntest?“

„Stimmt. Wendelholzgasse 3. — Eine ganz interessante Baulichkeit, dieser sogenannte Lagerspeicher. Habe mir ihn zunächst gestern einmal von außen angesehen, werde ihm aber demnächst wohl auch bei Nacht einen Besuch abstatten.“

„Bei Nacht?! — Dann muß ich dabei sein, Fritz. Denn das wird interessant.“

„Allerdings. Zumal, da wir uns wie richtige

Einbrecher heimlich und gewaltsam in der alten Ruine Eingang verschaffen müssen“, lächelte der Detektiv.

„Ruine? — Ich denke, es ist ein Lager= speicher?“ fragte Bornemann zweifelnd.

„Gewiß. Aber ein sehr auffälliger. — Nebenbei bemerkt — er hat eine recht merkwürdige Geschichte, die dir wahrscheinlich unbekannt sein dürfte, ebenso wie du bisher kaum gewußt haben dürftest, daß es in Berlin eine Wendelholz= gasse gibt.“

„Da hast du nur zu recht“, meinte Bornemann gespannt. „Und was hat es nun mit dem Speicher auf sich?“

„Erledigen wir zunächst die Wendelholzgasse. Du findest sie nach langem Suchen auf dem Plan von Groß=Berlin draußen in Westend — notabene wenn du sehr gute Augen hast, da sie kaum sieben= zig Meter lang ist und so schmal wie eine Seiten= straße in einer ostpreußischen Kleinstadt. Bebaut ist sie nur auf der einen Seite und dies auch nur recht unvollkommen. Mitten zwischen den alten Häusern der Wendelholzgasse klappt nun eine große Lücke, die von einer alten Ziegelmauer ausgefüllt wird. Hinter dieser Ziegelmauer regiert der preußische Staatsfiskus, das heißt, der freie Platz ist fiskalisches Terrain, das, wie man sich erzählt, nach einer alten Verfügung Friedrich Wilhelms des Vierten nicht verkauft werden darf. Auf diesem gut hundert Meter tiefen und zwanzig Meter breiten Terrain erhebt sich inmitten einer Wild=

nis von Unkraut aller Art ein nüchterner, zwei-
stöckiger Ziegelbau, dem man sein hohes Alter
schon an den merkwürdig gesformten Dachpfannen
von weitem ansieht. Dieses Haus soll nun vor
hundert Jahren das Staatsgefängnis eines hohen
Würdenträgers gewesen sein, der dort, abgeschlos-
sen von der Welt, bis zu seinem Tode eingesperrt
gehalten wurde. Ich betone: Soll gewesen sein!
Ob etwas Wahres daran ist, weiß ich nicht. Ich
nehme aber fast an, daß die Sache ihre Richtig-
keit haben dürfte. Ich habe nämlich mal in einer
Berliner Chronik etwas Aehnliches gelesen. —
So — und dieses alte Gebäude ist nun heute
zum Lagerspeicher degradiert worden. Den Platz
hat sei Jahren ein gewisser Seidler gemietet,
und von dem pachtete ihn wieder Ernesto Sa-
gnali.“

„Du hoffst also, daß die beiden Verbrecher
dort ihre Fälscherutensilien verborgen haben?“
meinte Bornemann jetzt lebhaft.

„Ich hoffe, und zwar sehr stark. Finde ich
dort in dem alten, baufälligen, verwitterten Hause
nichts Belastendes, so dürfte der Fall Sagnali
sich für meine Geduld wohl etwas zu länglich
hinziehen, als daß ich mich weiter so eingehend
wie bisher damit beschäftigen könnte. Du mußt
nämlich bedenken, Edgar, daß wir bisher auch
noch nicht einen einzigen sicheren Anhaltspunkt
dafür haben, daß wir einmal Banknotenfälscher
vor uns haben, weiter dafür, ob dieser Gast wirk-
lich der aus der Strafanstalt entwichene Chemiker
Merwinski ist, und drittens, ob Sagnali je eine

falsche Banknote ausgegeben hat. Besonders den letzteren Punkt möchte ich hervorheben. Ich lasse den Italiener jetzt doch beinahe eine Woche auf Schritt und Tritt beobachten und bin dadurch nur zu der Ueberzeugung gelangt, daß er selbst die Falsifikate nicht in den Verkehr bringt. Allerdings habe ich dafür etwas anderes ermittelt, was mir recht verdächtig erscheint: die intime Freundschaft zwischen Sagnali und dem Sohn meiner Wirtin. Dieser junge Molnar ist Lehrling bei der Zentral-Bank!!“

Schaper betonte das letzte Wort so stark, daß Bornemann notwendig aufmerksam werden mußte. Und der Millionär begriff auch sofort, was der Detektiv mit dieser Hervorhebung sagen wollte.

„Ich verstehe, Friß — du meinst, daß der Banklehrling vielleicht mit im Komplott ist.“

„Möglich wäre das schon. Dieser Horst-Günther v. Molnar hat anscheinend sehr noble Passionen, für die seine eigenen Geldmittel nicht reichen dürften. Woher hat er also den Mammon, der dazu gehört, um sich ganze Nächte mit vergnügensüchtigen Damen, sogenannten Schauspielerinnen, in teuren Ballsälen herumzutreiben, wie einer meiner Angestellten dies beobachtet hat?!“

Bornemann lachte. „Das muß man dir lassen, Friß — gründlich bist du! Sogar diesen Jüngling hast du schon unter freundliche Bedeckung gestellt!“

Worauf Schaper sehr ernst erwiderte:

„Und doch nicht gründlich genug. So hätte ich unbedingt den fröhlichen Sonntagsausflüglern,

unter denen sich ja auch Sagnali und Horst-Günther v. Molnar befanden, einen Wächter nachsenden sollen. Vielleicht wäre da manches zu erspähen gewesen, was mir hätte nützlich sein können. Wenn ich's nicht tat, so geschah es nur deshalb, um meinen Leuten den schönen Tag ebenfalls nach Möglichkeit freizugeben. Hinterher war mir die Sache leid — aber da ließen sich meine Instruktionen nicht mehr widerrufen.“

Der Detektiv schaute jetzt nach der Uhr.

„Wahrhaftig — beinahe eine Stunde sitze ich schon hier. Ich muß heim. — Adieu, Edgar. Und du kannst dich darauf verlassen: ich gebe dir rechtzeitig Nachricht, wenn ich dem Speicher einen Besuch abstatten will.“

7. Kapitel.

Der Versucher.

Ernesto Sagnali befand sich seit dem letzten Sonntag, wie Mariette nur zu gut merkte, in einer derart reizbaren Stimmung, daß niemand mit ihm auskommen konnte. Soeben saßen sich die Geschwister bei der Abendmahlzeit gegenüber. Sagnali rührte die Speisen kaum an. Dumpf vor sich hinbrütend starrte er ins Leere. Alle Versuche, die seine Schwester unternahm, um eine Unterhaltung in Fluß zu bringen, schlugen fehl. Schließlich hielt Mariette es in dieser drückenden Stille nicht mehr aus.

„Würdest du mir einmal ein offenes Wort gestatten, Ernesto?“ sagte sie zögernd, indem sie zärtlich ihres Bruders Hand streichelte.

„Sprich. — Aber bitte keine Vorwürfe Horst-Günthers wegen, wenn ich dich warnen darf!“ entgegnete er unmutig. „Ich bin nicht in der Laune, um auch heute von einem Kinde, wie du es noch bist, mir Vorhaltungen machen zu lassen.“

Ein trauriges Lächeln spielte um ihren Mund, als sie erwiderte:

„Horst-Günther kann tun und lassen, was er will. Er ist mir gleichgültig geworden. Am letzten Sonntag habe ich gemerkt, wie grundverschieden unsere Charaktere sind. Selbst an Gottes schöner Natur hat er keine Freude mehr. Ich merkte ihm nur zu gut an, daß er sich uns nur halb gezwungen zu dem Ausflug angeschlossen hatte.“

All das sollte gleichgültig klingen. Und doch fühlte Sagnali zu deutlich heraus, welche bittere Herzensenttäuschung Mariette in dieser stillen Neigung erfahren hatte.

Und erst nach einer Weile sagte sie dann, indem sie ihre Stimme zu leisem Flüstern dämpfte:

„Höre meine Warnung, Ernesto. — Du wirst an diesem Menschen, der heimlich bei uns wohnt, und der offenbar keinen guten Einfluß auf dich hat, zu Grunde gehen, wenn du dich nicht freimachst von ihm. Ich glaube nicht mehr daran, daß er wegen politischer Amtriebe verfolgt wird, wie du mir einstmals erklärtest, zweifle auch ebenso daran, daß er demselben politischen Geheimbunde angehört, dessen Mitglied du sein willst. Andere Bande umschlingen euch, andere Interessen.“

Sagnali war eine verräterische Blut ins Gesicht gestiegen. Und um seine Verwirrung zu verbergen, erhob er sich schnell, warf die zusammengeknüllte Serviette auf den Tisch und sagte unwirsch:

„Hirngespinnste, Mariette — weiter nichts! Du willst scheinbar durchaus aus mir einen Lügner machen.“

Damit verließ er das Zimmer und ging in sein eigenes hinüber, wo Horst-Günther v. Molnar ihn bereits erwartete.

Sagnali bot seinem Gast eine frische Zigarette an und setzte sich dann ihm gegenüber in den zweiten Sessel an den mit allerlei Papieren bedeckten Mittelstisch. Dann begann er, indem er absichtlich scheinbar sehr interessiert die Lackspitzen seiner Stiefel musterte:

„Lieber Molnar, ich möchte die Gelegenheit benutzen, um mit Ihnen eine etwas peinliche Angelegenheit zu erörtern.“ Er paßte ein paar Züge in die Luft und fuhr dann fort. — „Ueber Geldsachen sprechen ist ja an sich schon mehr wie profaisch und daher fast widerwärtig — besonders für Künstler, der ich doch nun einmal trotz meiner augenblicklichen Tätigkeit geblieben bin. — hm — ja, sehen Sie, lieber Molnar, Sie schulden mir jetzt im ganzen 950 Mark. — Es stimmt doch, nicht wahr?“

Horst-Günthers feingeschnittenes Gesicht war um einen Ton bleicher geworden. Trotzdem verbeugte er sich leicht und hochmütig.

„Allerdings — es stimmt.“

„Ja — also 950 Mark. Leider befinden sich meine Kassenverhältnisse augenblicklich in recht schlechtem Zustande, das heißt, ich habe nicht einmal so viel Bargeld vorrätig, um an dem

bevorstehenden Quartalsersten die laufenden Verpflichtungen erledigen zu können.“

Er machte eine kurze Pause.

„Ich muß Sie daher schon bitten, mir die Summe, die Sie ja auch nur auf kurze Zeit haben wollten, baldigst zurückzuerstatten.“

Gott sei Dank — nun war es heraus. Selten waren Sagnali ein paar Sätze so schwer über die Lippen gekommen wie diese, selten hatte sich alles in ihm so stark dagegen gesträubt, Worte zu formen, wie die soeben ausgesprochenen. Daß er es dennoch tat, daß er diese Worte überhaupt fand, war ja nur jener Stunde zuzuschreiben, in der Merwinski ihm abermals gedroht hatte, ihn rücksichtslos bloßzustellen, falls er von dem Plane noch jezt im letzten Augenblick zurücktrat. Merwinski war es gewesen, der ihm die Rolle, die er Horst-Günther gegenüber bei dieser Unterredung spielen sollte, förmlich eingelernt hatte. Und so handelte er jezt rein automatisch, fast wie in einem Zustand von Hypnose.

Der junge Molnar hatte seine Zigarette längst mit leise bebender Hand in den Aschbecher zurückgelegt. Seine Lippen, um die sonst dieser etwas hochmütig-blasierte Zug so fest eingegraben war, bildeten nur noch eine schmale Linie, so fest preßte er sie aufeinander.

In seinem Hirn wogte eine Flut unsinniger Gedanken. Aber immer fester formte sich aus ihnen schließlich eine Idee, die er dann auch mit zynischer Ruhe ausführte, damit seinen Charakter

bloßlegend, der doch noch mehr als nur leichtsin-
nige Seiten enthielt.

„Ich muß Ihnen zu meinem großen Bedau-
ern gestehen“, sagte er mit kaltem Lächeln, „daß
ich momentan nicht in der Lage bin, Ihnen das
Geld zurückzuerstatten, lieber Sagnali.“

Etwas in dem Ton von Horst-Günthers
Stimme machte den Italiener stußig. Das war
nicht die Art, wie jemand die Bitte um Verlän-
gerung eines Darlehns einleitete. Und daher er-
widerte er auch energischer als zuvor:

„So — nicht in der Lage?! Nun — dann
müssen Sie sich das Geld eben irgendwo be-
schaffen. Ich brauche es unbedingt.“

„Tut mir leid. Woher soll ich's nehmen?!“
Er zuckte gleichgültig die Achseln. „Ich denke,
Sie belassen es mir noch einige Zeit“, fügte er
schnell hinzu.

Wieder horchte Sagnali auf. Hatte er sich
getäuscht? Klang nicht durch diese letzten Worte
etwas wie eine Drohung hindurch? — Und um
sich Gewißheit zu verschaffen, sagte er scheinbar
leicht gereizt:

„Mein Bester — es geht nicht! Uebermor-
gen sehe ich der Zahlung der 950 Mark bestimmt
entgegen.“

Horst-Günther v. Molnar griff nach der Zi-
garette, steckte sie zwischen die Lippen und sagte
dann nachlässig, während sie dabei auf und ab
wippte:

„Aber Sagnali, wer wird so unhöflich einem Freunde gegenüber sein, der von Ihren Geheimnissen mehr weiß, als Sie ahnen!“ — —

Der Italiener fuhr förmlich herum. Seine dunklen Augen bohrten sich in Horst-Günthers Gesicht mit einem Ausdruck, als wollte er ihm im nächsten Augenblick an die Kehle springen.

„Geheimnisse? — — Was meinen Sie damit?“ sagte er dann leise, während seine Brust sich ungestüm hob und senkte.

„Nun — ich meine, daß Sie in Ihrer Wohnung hier und zwar dort drüben in dem kleinen Zimmer nach dem Hof zu einen Gast beherbergen, der alle Ursache zu einem möglichst zurückgezogenen Lebenswandel zu haben scheint.“

Sagnali atmete auf. — „Ist das alles?!“ lächelte er jetzt seinerseits mit offensichtlichem Spott. Denn blitzschnell hatte er sich überlegt, daß er jetzt vielleicht eine Handhabe dazu besaß, um Merwinski zum schleunigen Aufgeben dieser Zufluchtsstätte zu veranlassen. Sein Genosse mußte ja verschwinden, sobald sein Aufenthaltsort hier bekanntgeworden war und ihm dadurch eine Gefahr drohte, die nicht gering angeschlagen werden konnte.

„Alles?!“ sagte Horst-Günther nun brutal. „Oh nein, lieber Sagnali! Ich habe mir zum Beispiel letztes das Vergnügen gemacht, diesem Manne, als er an einem Sonnabend spät in der Nacht dieses Haus verließ, nachzuschleichen. Es war eine mühselige Jagd. Aber sie hatte doch

einen großen Erfolg, da ich am Sonntag morgen dann, nachdem wir in einigen obskuren Cafés im Norden Berlins den Anbruch des Tages erwartet hatten — natürlich an verschiedenen Tischen — beobachten konnte, wie Ihr heimlicher Gast auf verschiedenen Postämtern größere Beträge einzahlte, wobei er stets — merkwürdige Geschichte — Fünfhundertmarkscheine wechselte. Ihm — und gerade diese Art Banknoten ist in letzter Zeit in sehr tadellosen Exemplaren — gefälscht worden.“

Sagnali hatte mehr staunend als mit einem Gefühl der Furcht zugehört. — Dieser Horst-Günther war von ihm doch allzu sehr unterschätzt worden. In diesem genußsüchtigen jungen Menschen, der bisher stets nur den harmlosen Lebemann herausgekehrt hatte, schlummerten ja ganz gefährliche Talente! — Und trotzdem — konnte ihm dies nicht nur gelegen kommen? Würde er jetzt, wo er den Menschen, der das Werkzeug eines raffinierten Betrugsmanövers werden sollte, durchschaut hatte, nicht spielend leicht sein Ziel erreichen?! — Und — konnte er nunmehr nicht sein Gewissen in dem Gedanken zum Schweigen bringen, daß an diesem Burschen eigentlich kaum noch etwas zu verderben war?! — —

Sagnalis Entschluß stand fest. Hier war nur eine Taktik richtig: Offen, rücksichtslos auf das Ziel lossteuern. Horst-Günther wußte alles und so hätte vorsichtiges Lavieren doch nichts mehr genützt! —

„Und wenn es so wäre, wenn mein heimlicher Gast wirklich nur Fünfhundertmarkscheine eingewechselt hätte?!“ sagte er leise. „Würden Sie denn wirklich hingehen und dies verraten, Horst-Günther, obwohl man Ihnen ein Angebot machen könnte, das Ihnen gestatten würde, das Leben mit vollen Zügen zu genießen? Würden Sie denn das auch noch tun?“

Die Antwort kam ohne lange Ueberlegung. Sagnali konnte kaum einen Ausruf ungläubigen Staunens unterdrücken, als ihm der Sinn dieses einen Satzes klar wurde.

8. Kapitel.

Der Forscher an der Wand...

Fritz Schaper hatte nach der letzten Unterredung mit Bornemann sofort durch sein Büro einen Brief an das Dresdener Polizeipräsidium schreiben lassen und dieses um Ueberlassung eines Abzuges des Bildes Franz Merwinskis gebeten, falls ein solches im dortigen Verbrecheralbum vorhanden sei.

Heute nachmittag war denn Hiller, als Postbote verkleidet, bei „Herrn Bernhard Marlow“ erschienen und hatte die Antwort der sächsischen Polizeibehörde überbracht.

Man bedaure, Abzüge von Bildern aus dem Verbrecheralbum an Privatpersonen, bzw. -institute nicht abgeben zu können, lautete diese Antwort sehr knapp und etwas von oben herab.

Da hatte der berühmte Detektiv, dem die Berliner Polizei regelmäßig das größte Entgegenkommen bezeigte, ärgerlich aufgelacht und zu Hiller gesagt:

„Die Herren dort in Dresden scheinen nicht recht gewußt zu haben, mit wem sie es zu tun hatten. Nun — bekommen werde ich das Bild schon, das uns dazu verhelfen soll, festzustellen, ob Sagnalis merkwürdiger Logierbesuch wirklich der flüchtige Merwinski ist. Gehen Sie also jetzt sofort zum Kriminalkommissar Trautmann und bitten Sie ihn, mir die gewünschte Fotografie zu besorgen. Natürlich kein Wort zu ihm, Hiller, wozu wir das Bild brauchen. — Wer steht zur Zeit von euch hier vor dem Hause Wache?“

„Graeser, Herr Schaper.“

„Gut. — Adieu denn also, Hiller.“ —

Am Abend desselben Tages saß der Detektiv mit einem Buche — es war Kochels Geschichte der Kriminalwissenschaften — in seinem Schaukelstuhl in seinem Zimmer und zwar unter der Stelle, wo sonst das Zigarrenschränkchen hing. Dieses selbst stand in der Ecke an der Wand gelehnt. Das nur mit Wachs befestigte Tapetenstück war herausgenommen und auf die Messingröhre des Schallverstärkers der Trichter aufgeschraubt, so daß Schaper sofort hören mußte, wenn drüben im Nebenzimmer gesprochen wurde.

Hin und wieder erhob sich der Detektiv auch leise und legte das Ohr an den Trichter. Dann vernahm er so deutlich, als ob ihn nur ein Vorhang von dem Nebenzimmer trennte, die verschiedensten Geräusche; Stuhlrücken, Räuspern, das Anzünden eines Streichholzes, vorsichtige Schritte von offenbar mit Pantoffeln oder weichen Morgenschuhen bekleideten Füßen.

Aber das war auch alles. Ein längeres Gespräch zwischen den beiden Komplizen zu belauschen, war ihm auch jetzt noch nicht geglückt.

Das Abenddunkel nahm immer mehr zu. So legte Fritz Schaper denn das Buch beiseite, zündete sich eine Zigarre an und überließ sich, zurückgelehnt in den Schaukelstuhl, seinen Träumereien.

Ueber ihm wurde Klavier gespielt, irgend ein schwermütiges Lied. Und die Töne versetzten den einsamen Mann in eine wunderbare Stimmung, aus der er dann doch ganz unverhofft aufgestört wurde.

Schnell, aber geräuschlos hatte er sich aufgerichtet. Stimmen, die aus dem Nebenzimmer durch den Schallverstärker zu ihm drangen, hatten ihn aufgeschreckt. Er hielt das Ohr an den Trichter. Und so wurde er unsichtbarer Zeuge folgender Unterredung, die von zwei Männern mit halblauter Stimme geführt wurde und von der ihm doch keine Silbe, keine Klangschattierung im Ton entging.

„... nie getan, Merwinski, wenn der junge Mensch mir nicht in gewisser Weise entgegengekommen wäre“, hörte er den einen sagen, der der Stimme nach nur Sagnali sein konnte, dessen Organ er von gelegentlichen Gesprächen, die zwischen dem Italiener und dem Sohne seiner Zimmervermieterin auf der Treppe geführt wurden, nur zu gut kannte.

„Entgegenkommen?!“ fragte der andere jetzt offenbar erstaunt — dieser andere, der also wirk-

lich der entflohene Chemiker Merwinski, der Dieb der Banknotenpapiere war.

Hierauf erzählte Sagnali seinem Komplizen ganz eingehend den Verlauf der Aussprache, die er eine Stunde vorher mit Horst-Günther gehabt hatte.

„Sie können sich meine Ueberraschung vorstellen“, sagte der Italiener zum Schluß seines Berichtes, „als der junge Mann mir auf meinen sehr vorsichtig gefaßten Vorschlag, sich von uns für sein Schweigen bezahlen zu lassen, kaltblütig erwiderte: „Auf eine solche Offerte habe ich schon lange gehofft!“ Er sagte „gehofft“, Merwinski, und darin lag sein Einverständnis. Nun hatte ich nicht den geringsten Grund mehr, ihm gegenüber mit verdeckten Karten zu spielen. Ich setzte ihm unseren Plan auseinander und — er war sofort einverstanden, noch mehr, er hatte die Sachlage so schnell und gründlich erfaßt, daß er mir erklärte, gleich übermorgen vormittag sei die beste Gelegenheit zur Ausführung, da er dann den Boten seiner Bank nach der Reichsbank begleiten müsse, wie bereits bestimmt sei, und den Transport von einer Million neuer Banknoten übernehmen würde.“

„Eine Million“, meinte Merwinski freudig.

„Allerdings — soviel und noch mehr haben wir ja auf Vorrat gearbeitet — mithin können wir den Schlag ruhig wagen, der jetzt außerdem viel von seiner Gefährlichkeit eingebüßt hat, da Horst-Günther die Sache so einzufädeln gedenkt, daß eine Entdeckung des Austausches der echten

mit den unechten Scheinen so gut wie unmöglich erscheint.“

„Da bin ich doch neugierig, wie der talentierte junge Herr die Geschichte arrangieren wird“, sagte Merwinski offenbar in bester Laune.

„Eigentlich sehr einfach. Die neuen Banknoten, die von der Reichsbank zur Verteilung an die anderen Geldinstitute gelangen, sind stets in Päckchen zu dreihundert Stück vereinigt. Jedes Päckchen enthält eine bestimmte Sorte Scheine. Anzahl und Gesamtwert ist auf der Papierhülle vermerkt, die die Unterschrift des Beamten der Ausgabestelle trägt. Wir werden also unsere eigenen Fabrikate verpacken, und der junge Molnar muß uns nach einer morgen bei seiner Bank besorgten Vorlage dann die Unterschrift auf den einzelnen Päckchen nachmachen. Das schwierigste ist nun, den Austausch der Päckchen vorzunehmen. Aber auch hierfür hat unser Bundesgenosse einen glänzenden Gedanken, den er Ihnen morgen selbst mitteilen mag. — Jedenfalls allerhand Achtung vor der verbrecherischen Veranlagung dieses jungen Menschen“, fügte Sagnali in bitterem Ton, wie Schaper deutlich heraushörte, hinzu.

Worauf Merwinski mit spöttischem Auf-lachen erwiderte:

„Ihre letzte Bemerkung, Freund Ernesto, klang gerade so, als ob Sie Ihr Gewissen immer noch nicht beruhigt hätten. Die Ehrlichkeit als unnötigen Ballast erkennen, ist ein Zeichen eines wahrhaft großen Geistes — wie oft soll ich Ihnen das vorpredigen!“ sagte Merwinski voller Hohn.

„Lassen Sie Ihre ironischen Scherze!“ fuhr Sagnali gereizt auf. „Sie wissen nur zu gut, daß nur Sie mich auf die schiefe Bahn geführt haben, indem Sie mich im Gefängnis stets mit Ihren Einflüsterungen verlockten und das Gute in mir langsam ertöteten. Sie waren es, der den Plan faßte, ich sollte mich als Graveur und Kupferstecher so weit vervollkommen, daß ich imstande sei, Druckplatten für falsches Papiergeld herzustellen. Das Papier, echtes Banknotenpapier, wollten Sie liefern. Und nun — nun haben Sie mich ganz in den Händen.“

Wieder lachte Merwinski hämisch auf.

„Gut geadert, Henne, die uns goldene Eier gelegt hat“, lachte er rücksichtslos. „Nun — all diese stille Wut auf meine selbstlose Persönlichkeit, die es nur gut mit Ihrem künstlerischen Streben meint, wird schon schwinden, wenn nur erst aus dem Schablonen-Fabrikanten ein berühmter Maler mit Hilfe desselben Geldes geworden ist, das Ihnen jetzt so viel Kopfschmerzen und Seelenangst bereitet. — Doch nun genug der müßigen Reden. — Was verlangt der junge Molnar für seine Hilfeleistung?“

„Ein Drittel der Summe, also 333 000 Mark.“

„Donnerwetter! Welche Frechheit! Nie gehe ich darauf ein, nie und nimmer!“

„Ich habe ja auch gehandelt, und — er ist bis auf 150 000 Mark herabgegangen.“

„Wozu sagen Sie das nicht gleich! Der Schreck ist mir ordentlich in die Glieder gefahren,

denn — schließlich hätten wir es ihm ja doch be-
willigen müssen.“

Das, was die beiden dann noch weiter be-
sprachen, war dem Detektiv vielleicht noch wert-
voller als das Vorhergegangene.

Atemlos lauschte er. Kein Wort verlor er
von der leise gewechselten Rede und Gegenrede. —

Eine halbe Stunde später — es war inzwi-
schen elf Uhr geworden — verließ Frix Schaper
das Haus und fuhr in einem Auto zu Borne-
mann nach der Siergartenstraße. —

Der Millionär war soeben erst aus einem
Vortrag der technischen Gesellschaft heimgekehrt.

„Ob ich mitkomme, Frix? — Welche Frage!“
sagte er begeistert, nachdem Schaper ihm sofort
nach der Begrüßung kurz seine Absicht mitge-
teilt hatte.

Bald darauf fuhren sie in dem Autotaxame-
ter, den der Detektiv vor dem Hause hatte war-
ten lassen, nach dem Westend genannten Stadtteil
von Groß-Berlin hinaus.

Unterwegs weihte Schaper den Freund in
alles Nötige ein.

„So ganz ungefährlich ist unser Unternehmen
jedenfalls nicht“, betonte er zum Schluß. „Mer-
winski dürfte kaum unbewaffnet sein, wenn er den
Banknoten-Vorrat aus dem Lagerspeicher holt.
Vorsicht ist daher sehr am Platze.“

„Nun, wir sind immerhin zwei gegen einen“,
meinte Bornemann ruhig. „Und mit meinen Ar-
men nimmt es so leicht kein anderer auf. Die hal-

ten, was sie einmal haben.“ Und nach einer Weile fügte er hinzu:

„Dein Schallverstärker hat sich also wieder einmal vortrefflich bewährt, Fritz. Ohne ihn hätte sich diese Untersuchung doch wohl noch etwas sehr in die Länge gezogen.“

„Das fürchte ich auch. Nun wissen wir genau Bescheid, und Herr Merwinski wird nicht wenig überrascht sein, wenn wir ihn heute abfassen, wie er dem Versteck den Bedarf an falschen Banknoten für übermorgen entnimmt.“

Weder der Millionär noch Schaper ahnten, daß die Ueberraschung weit mehr auf ihrer Seite sein würde und daß die Dinge einen ganz andern Verlauf nehmen sollten, als sie voraussehen konnten.

9. Kapitel.

In der Falle.

Schaper ließ das Auto bereits ein ziemliches Stück vor der Wendelholzgasse halten. Die letzte Strecke des Weges legten sie dann zu Fuß zurück.

Es war eine windstille, drückend heiße Juninacht. Die Luft schien förmlich mit Elektrizität überladen. Im Westen, über dem Brunewald, diesem beliebten Berliner Ausflugsziel, stand eine dunkle Wolkenwand, über deren unteren Teil bisweilen ein helles Leuchten ging — die Anzeichen eines unter dem Horizont tobenden Gewitters.

Bornemann war aufgeregter, als er es sich anmerken lassen wollte. Während sie durch die menschenleeren Straßen dahinschritten, lüftete er wiederholt seinen Hut und trocknete sich den Schweiß ab, der ihm immer wieder in seinen Perlen auf die Stirn trat. Da der Detektiv jetzt schweigsam blieb, suchte der Millionär die innere Unruhe um jeden Preis zu übertäuben. So stumm neben seinem Begleiter herzugehen — das hielt er einfach nicht mehr aus.

„Wie werden wir uns eigentlich in das Gebäude Eingang verschaffen, Friß?“ sagte er daher mit einer Stimme, die merkwürdig gepreßt klang.

„Auf ganz normale Art und Weise“, entgegnete Schaper, der mit seinen Gedanken ganz wo anders gewesen war. „Ich habe mir durch einen meiner Leute, der mit derlei Arbeiten vertraut ist, schon vorgestern nach Wachsabdrücken Schlüssel für die Mauerpforte sowie die Tür des Speichers anfertigen lassen. Außerdem trage ich auch meinen verstellbaren Patent-Nachschlüssel bei mir, falls es eben im Innern des Hauses verschlossene Türen geben sollte.“

„Nun — dann hätte dieser Nachschlüssel doch auch für die Pforte und den Haupteingang genügt“, meinte Bornemann, immer nur in dem Bestreben, das Gespräch in Fluß zu halten.

„Unter anderen Umständen, wohl ja“, erklärte Schaper. „Du mußt aber bedenken, Edgar, daß wir heute möglichst schnell das Grundstück und das Gebäude betreten müssen, da uns niemand sehen darf. Eigentlich wandeln wir ja auf völlig ungesetzlichen Wegen, auf denen man uns nicht ertappen darf, sonst ist der Erfolg unserer Expedition sehr stark in Frage gestellt. Für meinen Patentschlüssel brauche ich zum Einstellen des Bartes immerhin einige Zeit.“

„Ah so — nun verstehe ich. — Ist das hier etwa schon die Wendelholzgasse?“

„Ja. — Wir werden sie jetzt zunächst bis

zum anderen Ende hinuntergehen, um das Terrain zu rekonoszieren. Gib acht, ob du irgendwo einen Schutzmann oder einen Wächter der Schließgesellschaft erspähest. Den Leuten müssen wir auszuweichen suchen.“

Gemächlich wie ein paar harmlose Spaziergänger schritten sie dahin. Aber ihre Augen durchsuchten jeden Torweg, jeden Mauerwinkel.

Wenige Minuten später standen sie vor der mit Eisenbändern beschlagenen Pforte, die neben der Einfahrt in die Ziegelmauer des schmalen, langgestreckten Grundstücks eingelassen war. Schaper schob den Schlüssel in das Loch — ein Kreischen schlecht geölter, verrosteter Türangeln, dann befanden sie sich innerhalb der Umzäunung.

Mehrere Minuten verhielten sie sich regungslos, lauschten angespannt, ob irgend ein verdächtiges Geräusch hörbar wurde. — Nichts regte sich. Nur von ferne drang jetzt das dumpfe Grollen eines heraufziehenden Gewitters zu ihnen herüber.

„Folge mir“, flüsterte Schaper.

Mit schnellen Schritten eilten sie den Weg hinunter, der auf das alte Gebäude zuführte. Bornemann fand trotzdem noch Zeit, sich ein wenig umzuschauen. Ueberall wucherte hier dichtes Gestrüpp, ein Gemisch von Sonnenblumen, hochaufgeschossenen Disteln, Dornen und wilden Rosensträuchern. „Eine ungestaltliche Stätte“, dachte der Millionär. „So recht geeignet für einen Verbrecherschlupfwinkel.“

Gleich darauf waren sie auch schon vor der breiten Doppeltür des Hauses angelangt. Einige ausgetretene Steinstufen führten zu ihm empor. — Wieder das Kreischen verrosteter Angeln, das Schnappen eines Schlosses. Das Gebäude, in dem einst ein politisch wohl gefährlicher Staatsmann eingekerkert gewesen sein sollte, hatte die beiden Freunde aufgenommen.

Tiefe Dunkelheit um sie her. Nun bligte Schapers elektrische Taschenlampe auf. Der weiße Lichtkegel glitt über die mit zerrissenen, herabhängenden Tapeten bedeckten Wände einer geräumigen Vorhalle hin, aus der rechts und links je eine Tür in die Seitengemächer führte, während im Hintergrunde eine Treppe in die oberen Räume hinauflief. Der Boden dieser Halle war nur zum Teil mit zertrümmerten Steinplatten bedeckt, in deren Löchern Ratten und Mäuse hausten, die jetzt, aufgeschreckt durch die späten Eindringlinge, blitzschnell ihre unterirdischen Wohnungen wieder aufsuchten.

Der Detektiv war mit der Besichtigung der Vertikalität bald fertig.

„Für unsere Zwecke eignet sich dieser Vorraum sehr schlecht“, meinte er leise zu Bornemann, dem sich die kühle, dumpfe Luft des alten Gebäudes wie eine Zentnerlast auf die Brust legte. „Und trotzdem müssen wir uns hier unten irgendwo verbergen, um dem Manne, den wir erwarten, nachzuschleichen zu können.“

„Du hast also keine Ahnung, wo das Ver-

steck liegt“, sagte der Millionär in demselben vorsichtigen Flüsterton.

„Nein. Und deshalb ist unsere Aufgabe auch keine ganz einfache. In dieser nächtlichen Stille so lautlos einem Menschen folgen, daß dieser nicht aufmerksam wird, ist eine mißliche Sache.“

„Das schon. Aber — wäre es nicht das beste, wenn wir einfach draußen in dem verwiterten Garten blieben und dort warteten, bis Merwinski das Haus wieder verläßt? — Dann bringen wir doch am sichersten die falschen Banknoten in unsere Gewalt. Wir brauchen uns doch nur in dem Gestrüpp dicht am Wege auf die Lauer zu legen, um den Burschen abzufassen.“

„Und könnten dann nachher diesen Steinkasten von Haus von oben bis unten durchsuchen, um auch die Vorräte an Banknotenzettel, die für uns ebenso wichtig wie die falschen Scheine sind, an uns zu nehmen — falls wir sie überhaupt entdecken“, entgegnete Schaper. „Nein — halbe Arbeit tue ich nicht. Ich will, wenn diese Tragödie zu Ende ist, der Polizei das vollständige Material in die Hände geben. Das bin ich meinem Ruf schuldig.“

Damit schritt er auf die Holztreppe im Hintergrunde zu, unter der sich tatsächlich, wie er vermutet hatte, ein durch Bretter abgeschlagener Raum befand, in den eine nur angelehnte, niedrige Thür führte. Er leuchtete hinein. — Der Verschlag war leer. Einstmals mochte er wohl zur Aufbewahrung von allerlei Hausgeräten gedient

haben, wie auch einige in die Wände eingeschraubte Haken zeigten.

„Wir haben doch mehr Glück gehabt, als es anfangs scheinen wollte“, lächelte der Detektiv gutgelaunt. „An diesen Winkel hier dachte ich nicht gleich. — Bitte, tritt näher, Edgar, geniere dich nicht. Vorläufig werden wir uns in diesem bescheidenen Kabinett wohl oder übel niederlassen müssen. Setz' dich nur auf den Boden nieder. Wir dürfen unsere Beine durch unnötiges Stehen nicht überanstrengen. Und — zieh' dir deine Schnürschuhe aus. Jeder Schuh, und wäre es der beste, ist weniger geeignet zum lautlosen Schleichen als ein paar Socken. Bevor du dich aber auf dem etwas niedrigen Diwan, Fußboden genannt, niederläßt, mußt du mir noch dabei behilflich sein, eine Ritze herauszufinden, durch die wir die Eingangstür beobachten können. Ich werde daher jetzt in die Vorhalle gehen und das Licht meiner Laterne auf die Treppe fallen lassen. Die Bohlen sind alt und rissig. Vielleicht dringt irgendwo durch einen genügend breiten Spalt das Licht hindurch. Dann haben wir, was wir wollen.“

Tatsächlich entdeckten sie so eine klaffende Fuge in einer Treppenstufe, die etwa einen Meter über dem Erdboden lag.

„Wie geschaffen für uns“, erklärte Schaper zufrieden. „So — nun setzen wir uns hier vor diesen Ausguck nieder und warten der Dinge, die da kommen sollen. — Halt — noch eins!“

Er probierte jetzt an der Thür des Verschlages,

ob sie auch nicht in den Angeln kreischte oder knarrte.

„So, das wäre auch in Ordnung“, meinte er dann. „Das Pförtchen läßt sich geräuschlos öffnen — eine große Hauptsache.“

In demselben Moment schob er auch den Knopf seiner Taschenlaterne zurück. Das Licht erlosch. Andurchdringliche Finsternis hüllte die beiden Freunde ein.

„Wenn man sich jetzt wenigstens eine Zigarre anstecken könnte“, flüsterte der unsichtbare Borneemann mit einem leisen Stoßseufzer.

„Gewiß — und dann noch einen Klubsessel, ein Schachspiel und eine Flasche Rotwein!! — Warum nicht gar! Na, lieber Edgar, so leicht ist der Beruf eines Detektivs denn doch nicht! Einige kleine Entbehrungen muß man sich schon auferlegen können.“

Eine Weile schwiegen sie und lauschten auf die verschiedenartigen Geräusche, die immer vernehmlicher in ihr Versteck hineindrangten. — Das Mäuse- und Rattenvolk war aus seinen Löchern wieder hervorgekommen und jagte quiekend und polternd in der Halle herum. Dicht neben ihnen aber waren in den alten Balken ein paar Holzwürmer bei eifriger Arbeit. Das Sicken der Feilwerkzeuge dieser unermüdlichen Zerstörer klang fast wie der Gang ebensovieler Taschenuhren. Und in der Ferne dröhnte jetzt schon mit warnender Stärke das Grollen des Gewitters.

„Eine ungemütliche Geschichte“, meinte Bor-

nemann mit unterdrückter Stimme. „Hier in diesem Loch herrscht ein ganz widerwärtiger Gestank. Und kalt ist's! Ich friere schon jetzt.“

„Das wird wohl die Aufregung sein“, beruhigte Schaper. „Freilich, der Geruch ist auch mir nicht gerade angenehm. Dieses Haus ist mindestens seit ein paar Jahrzehnten nicht mehr ordentlich gelüftet worden. — Doch nun wollen wir uns lieber still verhalten. Die Ratten machen ohnehin einen ganz verwünschten Lärm.“

Eine Stunde, eine endlose Stunde verging so. — Schaper schaute nach der Uhr, indem er einen Moment das Licht der kleinen Laterne aufblitzen ließ.

„Einhalb eins“, sagte er leise. „Merwinski läßt sich Zeit.“

„Oder kommt überhaupt nicht“, fügte Bornemann hinzu. „Vielleicht schlagen wir uns diese Nacht umsonst um — —“

Er schwieg plötzlich, denn der Detektiv hatte seinen Arm mit hartem Griff umspannt.

„Hörst du — er kommt doch!“ hauchte Schaper triumphierend.

Die Haustür knarrte. — Jetzt schnappte der Drücker ein, und ein Schlüssel wurde von innen ins Schloß geschoben. Gleich darauf sah der Detektiv, der sein Auge dicht an den Spalt hielt, in der Vorhalle eine Flamme aufblitzen — ein Streichholz. Und dann zuckte ein heller Schein empor, vergrößerte sich zusehends. Merwinski hatte die mitgebrachte Azethylenlaterne angezündet, deren

weißes Licht den unwirtlichen Raum jetzt mit blendender Helle erfüllte.

Merwinski stand noch immer an der Tür. Ueberall hin ließ er den Lichtschein fallen, als wolle er sich vergewissern, daß er auch wirklich allein sei.

Von seinem Gesicht konnte Schaper nur wenig erkennen, weil es zumeist im Schatten lag und die Laterne den Detektiv auch nur zu sehr blendete.

Merwinski verharrte noch immer regungslos auf demselben Fleck. In seiner Haltung drückte sich etwas wie argwöhnische Spannung aus. Schon fürchtete Schaper, daß jener Verdacht geschöpft haben könnte — da schritt der frühere Chemiker aber bereits auf die Tür zur Linken zu, öffnete sie und verschwand. Die Tür blieb halb offen, wie der Detektiv schnell feststellte, indem er lautlos aus dem Verschlage hinausschlüpfte und vorsichtig um die Ecke schaute.

Auch Bornemann hatte sich erhoben und tappte mit vorgehaltenen Händen, um nirgends anzustoßen, dem Freunde nach. — Dann standen sie in dem Zimmer, das Merwinski eben durchschritten hatte. Plötzlich war eine blendende Helle draußen, die ihnen ermöglichte, sich schnell zu orientieren. Ein Blitz war herniedergezuckt, dem wenige Sekunden später ein furchtbarer Donnerschlag folgte, der das Haus erdröhnen und die Fenster erklirren ließ.

Zur rechten Hand lag eine Tür, die weit

offen gelassen war. Dorthin mußte Merwinski gegangen sein. Schnell glitten sie darauf zu. Sie durften jenen ja nicht aus den Augen verlieren.

Der Detektiv schob den Kopf vor, blickte nach links, wo ein undeutlicher Lichtschein den breiten Korridor, der jetzt vor ihnen lag, einigermaßen erhellte.

Von Merwinski war nichts mehr zu sehen. Und doch mußte er sich hinter jener Biegung des mit Dielen ausgelegten Korridors befinden, eben dort, wo seine Laterne aufleuchtete.

Inzwischen hatte der Regen, der erst mit einigen schweren Tropfen begonnen hatte, an Stärke zugenommen. Wie Hagelschauer klapperte es gegen die Fenster. Und unaufhörlich folgte Donnerschlag auf Donnerschlag. — —

Der junge Millionär, solcher Abenteuer nicht gewöhnt, merkte, wie ihm der kalte Schweiß auf die Stirn trat, wie sein Herz in immer schnellerem Tempo klopfte. — Schaper hatte jetzt seine Hand ergriffen — ganz unwillkürlich. Auch er war erregt.

Da wurde der Lichtschein schwächer. Und sogleich trat auch der Detektiv auf den Gang hinaus und schritt unhörbar vorwärts, dicht hinter ihm Bornemann, der schon längst die Freude an dieser nächtlichen Expedition verloren hatte.

So kamen sie bis auf etwa zwei Meter an die Biegung des Korridors heran. Hier machten sie wieder halt. Der helle Schimmer, der sie bisher geleitet hatte, war urplötzlich verschwunden. Und

im gleichen Moment wich auch der Boden unter ihren Füßen. — Schaper wollte noch einen Satz nach vorwärts machen — zu spät — —

Metertief fielen sie herab, stürzten einer auf den andern und blieben regungslos liegen, vollständig betäubt von dem ersten Schreck und dem schweren Aufschlagen auf dem Grund dieser teuflischen Falle. Als erster rappelte sich Schaper empor, brachte sich in sitzende Stellung und griff dann in die Tasche nach seiner elektrischen Lampe. Zum Glück hatte dieser der Sturz nicht weiter geschadet. Ihr Lichtkegel zuckte in alter Stärke auf, und der Detektiv beugte sich nun in dem etwa zwei Meter im Quadrat fassenden Schacht über den jungen Millionär, der noch immer kein Glied rührte.

„Bornemann!“ — Das Rütteln half. Der andere schlug die Augen auf und stierte wild um sich. Und indem er sich auf die rückwärts gestemmten Arme stützte, fragte er noch ganz heiser vor Entsetzen:

„Was war das, Fritz?“ — —

Schaper mußte lächeln.

„Eine regelrechte Menschenfalle, mein lieber Freund, in die wir blindlings hineingetappt sind.“

Er wollte noch mehr hinzufügen, aber eine Stimme, die jetzt plötzlich über ihren Köpfen erklang, ließ ihn schweigen.

Merwinski war's, der das an Scharnieren hängende und nach unten klappende Dielenstück et-

was geöffnet hatte und nun voll heißender Ironie sagte:

„Dürfte ich vielleicht erfahren, meine Herren, mit wem ich die Ehre habe?“

Schaper hatte seine Lampe schnell ausgeknipst. So befanden sie sich wieder in völliger Dunkelheit. Nur oben war ein weißer Streifen sichtbar — der durch Merwinski's Laterne erhellte Spalt der Falltür. Und hastig flüsterte der Detektiv nun dem Freunde zu: „Ueberlaß mir das Antworten.“

Dann sagte er laut, mit einem kläglichen Stöhnen:

„Wer Sie auch sein mögen, haben Sie Erbarmen mit uns und lassen Sie uns heraus. Wir wollen auch nie wieder hier eindringen, wahrhaftig, nie wieder.“

Der Mann oben lachte unterdrückt auf.

„Da werdet ihr euch wohl noch etwas gedulden müssen. Rein kommt man in ein Mauseloch ja sehr leicht, aber heraus — das ist schon schwieriger. — Zunächst aber: wer seid ihr, und was suchtet ihr hier? Die Wahrheit will ich wissen! Sonst gehe ich sofort zur Polizei und erstatte Anzeige.“

Schaper jubelte innerlich auf. Es war klar: — Merwinski ahnte nicht, mit wem er es zu tun hatte.

„Herr, wir wollten nur in diesem Hause nächtigen“, sagte er daher etwas zögernd. „Nichts weiter. Sie können uns durchsuchen. Wir haben noch nichts gestohlen.“

„Noch nichts gestohlen — vorzüglich!“ höhnte der Chemiker. „Noch nichts! Das heißt also, meine Burschen, ihr hättet etwas geklemmt, wenn ich nicht dazwischen gekommen wäre.“

Absichtlich schwieg der Detektiv eine Weile.

Da fragte die Stimme auch schon wieder: „Wollt ihr mir nun die Wahrheit sagen oder nicht? Ich warte nicht mehr lange.“

Sehr stockend und anscheinend ängstlich kam Schapers Antwort.

„Wenn's denn schon nichts hilft, Herr — wir hofften hier so ein paar verwendbare Türdrücker zu finden, aus Messing vielleicht, auch sonst noch einiges. — Und nun, um der Barmherzigkeit willen — geben Sie uns frei. Wir sind Familienväter, und niemals werden wir wieder den Versuch machen, uns an fremdem Eigentum zu vergreifen.“

Das alles klang so echt und kläglich, daß Merwinski völlig beruhigt war, wie aus seinen folgenden Worten hervorging: „Freigeben — ein, das kann ich jetzt noch nicht. Ihr seid immerhin zwei gegen einen und könntet mich hinterrücks überfallen. Wann ich euch herauslasse, werde ich mir noch überlegen. Im übrigen aber einen guten Rat: wenn ihr wieder mal in ein unbewohntes Gebäude eindringt, so schaut euch die Tür vorher genau an. Hier hatte ich nämlich zwei schmale, braune Papierstreifen derart über beide Flügel oben und unten geklebt, daß sie durchreißen mußten, wenn die Tür geöffnet wurde.

Und da ich den Streifen zerrissen fand, wußte ich sofort, daß Besucher dagewesen oder noch da waren und paßte deshalb auf, merkte auch, wie ihr hinter mir her schlich und ließ dann meine Falle spielen, nachdem ich euch an die richtige Stelle gelockt hatte. — Feine Sache, was, meine Burschen?!”

Mertwinski kicherte vergnügt.

Da beugte sich Schaper zu Bornemann hin und flüsterte:

„Wir müssen heraus, und zwar sofort, um jeden Preis! Das Loch hier ist, soweit ich vorhin schätzen konnte, etwa vier Meter tief.“ — —

Und der Millionär verstand alles. Nur kurz waren des Detektivs weitere Anordnungen. Aber sie genügten.

10. Kapitel.

Wie Frik Schaper den Spieß umkehrte!

Ernesto Sagnali hatte eine schlechte Nacht hinter sich. Es war nicht nur das schwere Gewitter gewesen, das ihm den Schlaf geraubt hatte. Jetzt, da der schurkische Plan, bei dem Horst-Günther so gut wie freiwillig eine Hauptrolle übernommen hatte, kurz vor der Vollendung stand, waren in des Italieners Seele Bewissensqualen erwacht, die von Stunde zu Stunde wuchsen und schließlich sein Herz mit wildem Abscheu vor sich selbst erfüllten. Er fand keinen Schlummer. Mit offenen Augen lag er da und lauschte auf das Toben des Unwetters. Stunde auf Stunde verrann. Längst war der Tag herausgezogen, längst war der Himmel wieder klar geworden. Draußen wurde es heller und heller. Noch immer lehrte Merwinski nicht zurück. Auch das begann Sagnali zu beunruhigen. — Er sann und sann. Wenn er nur einen einzigen Ausweg gewußt hätte, — nur eine Möglichkeit, sich noch im letzten Moment

freizumachen von diesem seinem Gefährten, der seine Charakterschwäche nur zu klug ausgenutzt und ihn in verbrecherische Wagnisse verstrickt hatte, vor deren Folgen ihm jetzt graute. —

Müde, körperlich und geistig wie zerschlagen, erhob er sich. Dumpf brütend saß er der Schwester am Kaffeetisch gegenüber. — Wo nur Merwinski blieb? Ob ihm etwas zugestoßen war? — Dann läutete es. Die Arbeiterinnen kamen. Das Tagewerk begann. Ruhelos schritt Sagnali von einem Zimmer in das andere. Nirgends litt es ihn lange. Eine beklemmende Angst wie vor einem unaufhaltsam sich nähernden Verhängnis preßte sein Herz zusammen. Allen Ernstes dachte er daran, zu fliehen, irgendwohin, wo ihn niemand kannte. — Nur entgehen wollte er dem, was die nächsten Tage bringen mußten: dem letzten großen Streich, der ihm das Geld verschaffen sollte, um als selbständig schaffender Künstler weiterleben zu können. — Früher, da hatte er sich noch in diesem Gedanken berauscht, da hatte sein Ehrgeiz nach Ruhm und Anerkennung sein Gewissen immer wieder zum Schweigen gebracht. Jetzt — jetzt sah er die Zukunft anders vor sich liegen. Er war erwacht. Und dieses Erwachen hatte die Liebe bewirkt, die Liebe zu einem Mädchen, das er in einem Augenblick der Leidenschaft an sich gerissen und von dessen reinen Lippen er Seligkeit getrunken.

Wieder läutete die Flurglocke. Der Briefträger war's. Und dann saß Ernesto Sagnali ganz

verstört in seinem Schreibstisch und las Maximiliane v. Molnars Antwort auf seinen Absagebrief. — — Feste, klare Schriftzüge waren es, aus deren Linienführung die ganze starke, energische Persönlichkeit sprach:

„Seit langem habe ich es mir angewöhnt, eine wichtige Entscheidung erst zu treffen, nachdem ich mir diese reiflich überlegt habe. Du willst mich aufgeben, weil, wie Du schreibst, Du meiner unwürdig wärest, weil Deine Vergangenheit nicht so beschaffen wäre, daß Du die Zukunft mit einem Weibe, das Du ebenso sehr achtest wie liebst, teilen könntest. Mir scheint, daß irgendeine Schuld Deine Seele bedrückt. Welcher Art diese Schuld aber auch sei: ich traue Dir Verfehlungen, die nicht durch ehrliche Reue und ein ferneres, nur dem Guten geweihtes Leben gesühnt werden könnten, nicht zu. Damals, als ich Dich zum ersten Male sprach, fiel mir ja gleich ein besonderer Ausdruck in Deinen Augen auf, etwas Schwermütiges, Trostloses. Ich sagte mir sofort, daß Dein Leben nicht glatt dahingeflossen sein könnte. Dann erzähltest Du von Deinen künstlerischen Enttäuschungen, von Deinem Unbefriedigtsein in Deinem jetzigen Beruf. Durch alles, was Du sprachst, klang jedoch mehr als nur die Aeußerungen einer verbitterten Seele hindurch. Es lag darin das Klingen von Herzenssaiten, die nur edle Töne geben, Töne, die vielleicht für einige Zeit verstummen, aber nie ganz ersterben können. Mit einem Wort: Ich glaube an Dich, Ernesto, und weil ich es tue, gebe ich Dich nicht auf. Ich will als

treue Kameradin zu Dir stehen, komme was kommen mag. Weise mich nicht zurück! Ich will den guten Kern Deines Ichs wieder zur Entfaltung bringen — weil ich Dich liebe, Ernesto! — Professor Neuber ist gestern verreist. Ich werde die Dienstboten für den morgigen Vormittag beurlauben. Wir werden ganz ungestört sein. Ich warte auf Dich, auf Deine Beichte. — — Maximiliane.“

Lange saß der Italiener regungslos da. Den Kopf hatte er in die Hände gestützt, die halb sein Gesicht bedeckten. Bisweilen ging es wie ein Beben durch seinen Körper. — Und als er sich dann erhob, schimmerten seine Augen feucht. Am seinen Mund aber lagerte ein Zug unerschütterlicher Entschlossenheit.

Eine Stunde später, gegen zehn Uhr vormittags, machte er sich auf den Weg zu Maximiliane. Merwinski war noch immer nicht zurückgekehrt. Sagnali dachte daran kaum mehr. Diese Vergangenheit, die der Name Merwinski für ihn bedeutete, lag endgültig hinter ihm. — —

Der freundliche Leser muß uns nochmals zurück in das alte Gebäude in der Wendelholzgasse begleiten.

Merwinski hatte den beiden in dem gemauerten Schacht eingeschlossenen Freunden noch ein spöttisches „Angenehmen Zeitvertreib, meine Herren!“ zugerufen und wollte eben die Falltür wieder schließen, als Schaper sich nochmals aufs

Bitten verlegte und dabei die Befürchtung aussprach, jener würde sie vielleicht hier vergessen, und sie müßten dann elend umkommen. Worauf der ehemalige Chemiker beinahe ärgerlich hinabrief:

„Ich bin kein Mörder, zum Donner! Seid ihr aber auch Memmen! Verhaltet euch still und ich lasse euch morgen bestimmt heraus.“

„Oh — wir werden keinen Laut von uns geben, Herr, darauf können Sie sich verlassen“, versicherte Schaper weinerlichen Tones. „Nur haben Sie Erbarmen mit unseren Familien und übergeben Sie uns nicht der Polizei!“

Merwinski, der nun ganz sicher ein paar ganz harmlose Gelegenheitsdiebe vor sich zu haben glaubte, lachte ironisch.

„Werde mich hüten! Bin selbst kein Freund der Uniformierten“, sagte er gutgelaunt. „Im übrigen möchte ich euch davon abraten, irgendwelche Befreiungsversuche zu machen. Es gibt nur einen Ausgang aus eurem festen Verließ — und der ist hier durch die Falltür, die für euch nicht erreichbar ist — oder aber ihr müßtet gerade die Fähigkeit besitzen, an einer glatten Steinwand wie eine Eidechse hinaufzulaufen. — Und nun — addio, verehrte Freunde — laßt euch die Zeit nicht lang werden.“

Die Falltür schnappte ein, Schritte erklangen, die schwächer und schwächer wurden.

Wie elektrifiziert sprang der Detektiv empor. Das Licht der Lampe bligte auf und beleuchtete

den Deckel dieser feuchtkalten Brust, der mit einem einfachen, aus einem schweren Gewicht und einer Kette, die über drei Räder lief, bestehenden Mechanismus versehen war, der die Falltür stets sofort in ihre alte Lage, in der sie sich in die Dielen des Korridors einschmiegte, zurückschnellen ließ. Dieses Gewicht war es, worauf Schaper seine Hoffnung setzte.

Im Augenblick hatten die beiden ihre Jacketts ausgezogen und je einen Armel derselben zusammengeknotet. So besaßen sie eine Art von Strick, der eine ziemliche Länge hatte. Dann nahm Bornemann die kleine Lampe in die Hand, beugte sich vornüber und ließ den geschmeidigen Detektiv an sich hochklettern. Bald stand dieser auf des anderen Schultern. Aber noch immer trennte ihn ein Abstand von fast einem halben Meter von dem Gewicht, das nahe der Wand vielleicht ebenso tief von der Falltür herabhäng.

„Ordentlich feststehen — ich wage den Sprung!“ rief Schaper mit unterdrückter Stimme. — Im nächsten Moment hatte er sich auch schon von den Schultern Bornemanns abgeschneilt und mit beiden Händen die Kette des Eisengewichtes umklammert. Sie hielt, trotzdem sie arg verrostet war, auch diese neue Last aus.

Nun hatten die beiden Gefangenen gewonnenes Spiel. Dicht unter der Decke war ein starker Eisenhaken mit einer Rolle in die Mauer eingelassen. Ueber diese Rolle lief das zweite Ende

der Kette durch eine Oeffnung weiter und endigte wahrscheinlich in dem Korridor hinter jener Biegung, hinter der Merwinski gelauert hatte, bis seine Opfer sich auf der Falltür befanden, deren Verschluß er dann durch einen Ruck an der Kette ausgelöst haben mußte. Am diesen Haken schlang Schaper nun die beiden zusammengebundenen Jacketts, klammerte sich daran fest, erst mit einer, dann der anderen Hand, und ließ die Kette los. Da er jetzt auch mit den Füßen an diesem provisorischen Tau Kletterschluß nehmen konnte, hatte er die rechte Hand frei und vermochte die Falltür, wenn auch erst nach einiger Anstrengung, ein Stück herabzuziehen. Bald gelang es ihm auch, den Rand des Dielenbelags des Korridors zu erfassen, und dank seiner turnerischen Geschicklichkeit zwängte er sich schließlich auch durch den Spalt nach oben — in die Freiheit. Hinter ihm schloß sich der Deckel dieser Menschenfalle wieder mit leisem Rasseln.

Jetzt erst, als er schnell in die Vorhalle schlüpfen wollte, um dort die Rückkehr Merwinskis zu erwarten, der inzwischen sicherlich die Banknoten aus ihrem Versteck hervorholte, merkte der Detektiv, daß er sich bei dem Sturz in das Verlies das linke Bein doch böse beschädigt haben mußte. Vorhin, bei seinem meisterhaften Turnkunststück, war ihm der Schmerz in der Aufregung entgangen. Nur hinkend vermochte er sich bis an die Haustür zu schleppen, wo er sich, die entsicherte Pistole in der Hand, gegen die Mauer lehnte und gespannt in die Dunkelheit hinaushorchte.

Merwinkis Nahen kündigte sich durch tappende Schritte, die im Obergeschoß des Hauses laut wurden, bereits wenige Sekunden später an.

Jetzt erschien zunächst oben auf der Treppe, die Schaper gerade vor sich hatte, ein heller Lichtschein. Der Detektiv drückte sich, so tief er konnte, in die Türnische hinein. Trotzdem mußte Merwinski ihn, wenn er zufällig dorthin sah, schon von weitem bemerken, zumal seine Azethylenlaterne eine erhebliche Leuchtkraft besaß, während für Schaper sowohl die Gestalt als auch das Gesicht seines Gegners stets im Dunkeln blieb. Mit hin war die Situation für den Detektiv recht unangenehm. Ihm lag sehr viel daran, daß er den Chemiker erst aus möglichst kurzer Entfernung anrief, damit dieser ihm nicht noch im letzten Augenblick entschlüpfen konnte. Diese Entfernung aber richtig abmessen — darin lag ja gerade die Schwierigkeit, weil er nie wissen konnte, ob der andere ihn nicht schon bemerkt hatte.

Inzwischen war Merwinski oben auf der Treppe erschienen. Schaper sah sofort, daß jener die Laterne herabgeschraubt hatte, wohl aus Furcht, das Licht könne von draußen her beobachtet werden.

Gemächlich kam der Chemiker die laut knarrende Treppe herab. Am Fuße der Treppe machte er halt und schien zu überlegen. Noch war der Detektiv sicher, daß er von seinem Feinde bisher nicht erspäht worden war. Dazu brannte die Laterne zu niedrig.

Dieser Augenblick, wo Merwinski so unerschütterlich dastand, schien Schaper der geeignetste.

Mit einem mächtigen Satz, wobei sein Bein ihm freilich geradezu wahnsinnige Schmerzen bereitete, sprang er vorwärts, den Revolver in der erhobenen Rechten haltend.

„Rühren Sie kein Glied, oder ich knalle Sie nieder wie einen tollen Hund!“

Er brüllte es förmlich heraus, um den Ueberfallenen noch mehr einzuschüchtern. Aber dieses Schreckmittel versagte. Ein Donnerschlag, wohl der schwerste des Gewitters, ließ das Haus in seinen Grundfesten erbeben und verschlang auch die ernstgemeinte Drohung.

Schaper selbst, halb betäubt durch die Plötzlichkeit dieser furchtbaren elektrischen Entladung, verpaßte den richtigen Zeitpunkt, seinem Gegner zuzukommen. Merwinski, der fraglos über eiserne Nerven verfügte, hatte beim Anblick der auf ihn einstürmenden Gestalt blitzschnell seinen linken Arm erhoben. Das Aufleuchten eines Schusses — dicht am Ohr des Detektivs sauste das Geschosß vorüber. —

Aber unmittelbar darauf ertönte auch schon eine zweite Detonation, noch bevor der Chemiker Zeit fand, den Zeigefinger abermals um den Abzug seiner Waffe zu krümmen.

Die Wirkung folgte augenblicklich. Merwinski ließ beide Arme sinken, Laterne und Revolver entfielen seinen Händen und er selbst sank kraft-

los mit ächzendem Laut in sich zusammen. Schwer schlug sein Kopf auf die Fliesen der Vorhalle auf, seine Beine streckten sich wie im Krampf. Dann lag er regungslos da.

Schon hatte der Detektiv die Laterne ergriffen und kniete neben ihm. Aber ein einziger Blick auf die kleine, nur wenig blutende Einschußöffnung, die gerade in der Herzgegend saß, sagte Schaper auch, daß Mertwinski nicht nur ohnmächtig war. Dieses Leben mußte in der nächsten Sekunde entfliehen, falls es nicht überhaupt schon geendet hatte.

Mit einem Gefühl stillen Brauens, in das sich bittere Selbstvorwürfe mischten, beobachtete Schaper die Veränderung in den Gesichtszügen des Mannes, der jetzt starr und stumm vor ihm lag. Mertwinskis weit aufgerissene Augen verloren den Glanz. Wie ein Schleier legte es sich über die Pupillen. Leichenblässe überzog die Wangen, das ganze Antlitz wurde schmaler, spitzer. — Kein Zweifel mehr: die Kugel hatte nur zu gut getroffen. Der Chemiker war tot. — —

Langsam erhob der Detektiv sich und hinkte zurück nach jener Stelle des Korridors, die vorhin ihm und Bornemann so verderblich geworden war. Weiter schritt er den Gang entlang, um die Biegung herum. Bald hatte er gefunden, was er suchte. Unter einem der vorspringenden Fensterbretter entdeckte er einen eisernen Ring, der etwas in die Mauer eingelassen war. Als er jetzt daran zog, ließ sich der Ring ein ganzes Stück heraus-

zerren. An ihm war eine eiserne Kette befestigt, die nun sichtbar wurde. Noch ein Ruck, ein deutliches Schnappen wie das Einschlagen eines Hakens in die Kettenglieder, und der Ring ließ sich nicht weiter bewegen.

Der Detektiv ging zur Falltür zurück und trat vorsichtig mit einem Fuße darauf. Sie gab nach. Schaper stützte sich nun auf die Hände und setzte sich auf den Dielenboden nieder, indem er gleichzeitig die bewegliche Holzklappe noch mehr herabdrückte, bis er zu Bornemann hinabschauen konnte.

Nachdem er diesen von dem Vorgefallenen kurz verständigt hatte, sann er auf ein Mittel, um den jungen Millionär aus dem Verlies zu befreien.

„Es wird nicht anders gehen“, meinte Schaper. „Ich muß versuchen, ob ich nicht das Längsstück des Treppengeländers, das mir vorhin schon recht wackelig vorkam, losbrechen kann.“

Dies gelang nach einiger Anstrengung tatsächlich. Der Detektiv vermied bei dieser Arbeit ängstlich, nach dem Toten hinzusehen, der mit gläsernen Augen in die Höhe starrte.

Für den körperlich wenig geschickten Bornemann war es nicht leicht, mit Hilfe dieser primitiven Kletterstange so weit emporzuklimmen, bis Schaper seine Hände ergreifen und ihn vollends emporziehen konnte.

„Merwinski ist also wirklich tot?“ war seine erste Frage.

Der Detektiv nickte nur.

Dann zogen sie ihre Jacketts, die Schaper glücklich von dem Haken heruntergeangelt, wieder an und verließen das einsame Gebäude, in dem sich soeben ein schreckliches Drama abgespielt hatte. Bornemann warf beim Passieren der Vorhalle nur einen scheuen Blick auf die Leiche Merwinskis. Diese Nacht hatte ihm gezeigt, daß seines Freundes von vielen für so romantisch gehaltenen Beruf doch Gefahren barg, von denen sich die Aneingeweihten so leicht nichts träumen ließen.

11. Kapitel.

Seine Retterin.

Kriminalkommissar Heinroth, der seinen Kollegen vom Nachtdienst um acht Uhr morgens auf dem Polizeipräsidium in Schöneberg ablöste, war nicht wenig überrascht, als ein Schutzmann ihm kurz nach Uebernahme des Dienstes den Detektiv Frix Schaper meldete.

„Wie — ich denke, Sie sind verreist, Herr Schaper?!“ begrüßte er den ihm persönlich bekannten Detektiv mit einer Liebenswürdigkeit, die einen großen Teil fast ehrerbietiger Hochachtung enthielt.

„Ich wünschte, ich wäre wirklich verreist“, meinte Schaper düster, indem er auf dem ihm angebotenen Stuhle Platz nahm. „Dann hätte ich wenigstens nicht das Unglück gehabt, ein Menschenleben opfern zu müssen, um mein eigenes zu retten“, fügte er ernst hinzu.

Der Kommissar horchte hoch auf.

„Also Sie haben in der Notwehr jemand getötet?“ fragte er unsicher.

„Leider. Es ist das erste Menschenblut, das ich vergossen habe. Und ich werde lange und

schwer daran zu tragen haben. Bisher durfte ich den gewünschten Erfolg stets erreichen, ohne zu solchen Gewaltmitteln der Selbstverteidigung greifen zu müssen. Dieses Mal war mir das Schicksal weniger günstig. Es ist einer der von der Polizei seit längerer Zeit gesuchten Banknotenfälscher, den ich erschossen habe.“

Heinroth, ein noch junger Mann, besaß doch schon die für einen Kriminalbeamten so unbedingt notwendige Selbstbeherrschung. So sehr ihn auch diese Nachricht überraschte, so bezwang er doch seine Erregung und bat nur in höflichem Tone:

„Erzählen Sie, Herr Schaper, Sie werden verstehen, wie sehr mich gerade diese Sache interessiert.“

In seiner klaren, übersichtlichen Weise entwickelte der Detektiv nun den Hergang dieser Untersuchung, der es an dramatischen Momenten wahrlich nicht gefehlt hatte. Von allem sprach er, nichts vergaß er — nur eines, und dies mit voller Absicht: Horst-Günther v. Molnars Name, die Rolle, die dieser in dem vorliegenden Kriminalfalle gespielt hatte, wurde mit keiner Silbe erwähnt. Schaper stellte die Sache so dar, als ob die Verbrecher deshalb ihren Banknoten-Vorrat aus dem alten Hause hatten fortschaffen wollen, um ihn mit Hilfe eines von ihnen in ihren Gesprächen nicht näher bezeichneten Bankangestellten in die Kassen eines großen Geldinstituts einzuschmuggeln. Hierbei hoffte er, daß Sagnali, der doch nur halb gezwungen sich zu diesem Schurken-

streich hergegeben hatte, ebenso wie er den jungen leichtsinnigen Menschen schonen dürfte, indem der Italiener nach seiner Verhaftung, die nun unmittelbar bevorstand, ebenso wenig wie er Horst-Günther als Mitschuldigen nennen und dadurch in sein Verderben mit hineinziehen würde. Bornemann hatte der Detektiv ja in gleicher Weise instruiert, so daß auch von dieser Seite keine Gefahr drohte. Auf diese Weise gedachte Schaper unendliches Leid von der ohnehin schon so schwer vom Schicksal niedergedrückten Majorsfamilie fernzuhalten.

Gegen zehn Uhr vormittags hielt ein Auto vor dem Hause Gerberstraße 14. Ihm entstiegen Kriminalkommissar Heinroth sowie Fritz Schaper — letzterer nur recht mühsam, da sein verletztes Bein ihm böse Schmerzen bereitete.

Mariette öffnete ihnen auf ihr Läuten die Flurtür.

Der Detektiv, der inzwischen seine Maske abgelegt hatte und wieder in seiner wahren Gestalt auftrat, übernahm auch hier die Führung des Gesprächs, die der Kommissar ihm als dem Erfahreneren ohne weiteres überließ.

„Mein Bruder ist nicht zu Hause. Vor ganz kurzer Zeit, vielleicht fünf Minuten, entfernte er sich. Wohin sagte er nicht. Er wollte aber zu Tisch pünktlich wieder hier sein.“

Dies war Mariettes fraglos der Wahrheit entsprechende Antwort auf Schapers Frage, ob Herr Sagnali daheim sei.

„So leid es uns tut, mein Fräulein“, sagte der Detektiv nunmehr, „wir haben hier eine sehr ernste Pflicht zu erfüllen. Gestatten Sie, daß wir nähertreten. Es ist nicht nötig, daß jemand von den Hauseinwohnern uns belauscht.“

Mariette verfärbte sich leicht. Aber dennoch bewahrte sie ihre Haltung, öffnete die Thür zum Arbeitszimmer ihres Bruders und ließ die beiden Herren eintreten. Es konnte sich ja nur um Ernestos Freund, um Franz Merwinski handeln. — Und selbst wenn ihr Bruder diesen in seiner Wohnung verborgen gehalten hatte, so war das doch kein so schweres Vergehen, um sich deswegen allzu sehr zu beunruhigen. — Die Wahrheit ahnte das arme Kind nicht.

Schaper wandte sich jetzt abermals an Mariette, die abwartend neben der Thür stehen geblieben war.

„Dieser Herr da ist ein Kriminalkommissar, mein Fräulein. Er hat den Auftrag, diese Räume zu durchsuchen. Schicken Sie also zunächst die Arbeiterinnen fort. Die Tätigkeit Ihres Bruders als Schablonenfabrikant dürfte für immer vorüber sein.“

Deutlich zeigte sich jetzt auf Mariettes Antlitz der Ausdruck einer zunehmenden Anruhe.

„Dürfte ich bitten, mir zu erklären, worum es sich hier handelt?“ fragte sie unsicher.

„Später, später“, erwiderte der Detektiv kurz, aber nicht unfreundlich. — Mariette verschwand. Raum hatte sie das Zimmer verlassen, als

Schaper auch schon einen Briefumschlag, der achtlos auf die Schreibtischplatte geworfen zu sein schien, aufnahm und prüfend musterte. Dieser trug Sagnalis Adresse. Auf der Rückseite aber stand in ebenso steilen, energischen Schriftzügen: „Abs.: Max. v. Molnar, Berlin W. 16, Ansbacherstr. Nr. 22.“ Der Stempel zeigte, daß dieser Brief erst gestern abend abgesandt war.

Der Detektiv wußte von Astrid, daß die älteste Molnar Empfangsdame bei einem Professor in Berlin war. Und schnell teilte er dem Kommissar nun seine Vermutungen mit.

„Vielleicht erfahren wir von der jungen Dame, wo Sagnali geblieben ist“, meinte er. „Denn daß der Italiener zur Zeit nur einen harmlosen Spaziergang oder eine geschäftliche Besorgung vor sich hat, glaube ich nicht. Das Wahrscheinlichste ist, daß er, durch das Ausbleiben Merwinskis stark beunruhigt, nach dem sogenannten Lagerspeicher geeilt ist, um dort nachzusehen, ob sein Komplize etwa die Banknoten an sich genommen hat und — geflohen ist. Mit dieser Möglichkeit kann er ja immerhin rechnen. Wie soll er sich auch anders die lange Abwesenheit des Chemikers erklären. Begibt er sich aber wirklich nach der Wendelholzgasse, so läuft er unseren dort postierten Leuten in die Arme und ist in diesem Moment vielleicht schon abgefaßt. Wenn nicht — nun, so werden wir jetzt sofort für alle Fälle zu dem Professor gehen und dort Fräulein v. Molnar so etwas ins Gebet nehmen. Sollte mich wundern, wenn dieser Brief, der heute mor-

gen in Sagnalis Hände gelangt ist, nicht auch mit seinem Ausfluge zusammenhängt.“

Eine knappe Viertelstunde später verließen die beiden dann wieder die Wohnung des Italieners und fuhren dem Westen der Reichshauptstadt zu. Vor dem Hause aber blieben zwei Kriminalbeamte in Zivil postiert, die Sagnali, den Schaper ihnen genau beschrieben hatte, sofort festnehmen sollten, wenn er ihnen in die Arme lief.

Im Wartezimmer Professor Neubers hatte sich indessen zwischen Maximiliane und Ernesto Sagnali eine bewegte Szene abgespielt.

Der Italiener, von der Geliebten mit einem zärtlichen Händedruck empfangen, hatte nicht den geringsten Versuch gemacht, bei der nun folgenden Beichte sein Tun und Lassen irgendwie zu beschönigen. Nur ein Bestreben leitete ihn: sich sein Herz ganz frei zu reden! Und geduldig wollte er dann ihr Urteil hinnehmen.

So sprach er dann zuerst von den Enttäuschungen, die er als Künstler erlebt hatte. Nur kurz streifte er diesen Abschnitt seines Lebens, da das meiste Maximiliane ja schon bekannt war. Ganz eingehend schilderte er erst die Dresdener Zeit, wo man ihn als angeblichen Bilderdieb verhaftet und verurteilt hatte.

„So wahr ich dich mit aller Kraft meines Herzens liebe, Maximiliane, nie habe ich das Bild stehlen wollen“, rief er eifrig. „Nur kopieren wollte ich es, um die Technik daran studieren zu können. Zu diesem Zweck gedachte ich es für

einige Wochen aus der Galerie zu entfernen, da gerade das Kopieren dieses Gemäldes streng verboten war. Nachher hoffte ich es dann anonym wieder zurücksenden zu können. Glaube mir, Geliebte: ich hatte damals keine anderen Absichten! — Was sollte ich auch mit dem Bilde, das in der ganzen Welt berühmt und daher völlig unverkäuflich war! — Nein, nur eine Verkettung unglücklicher Zufälle brachte mich damals ins Gefängnis. Die Richter hielten meine Entschuldigungen, meine Erklärungen für glatte Lüge. Kurz vorher hatte ein anderer zwei kleine Stahlstiche aus der Galerie gestohlen, ein Mensch, der nie entdeckt worden ist. Nun schob man mir auch dieses Vergehen zu. So mußte ich für Taten büßen, die ich nie begangen hatte.“

Und dann kam für Sagnali das Schwerste: das Geständnis seines schmachvollen Bündnisses mit Merwinski, der nach seiner Flucht das aus der Papierfabrik geraubte Banknotenpapier aus seinem Versteck in einem verlassenen Steinbruch hervorgeholt und damit zu ihm nach Berlin gekommen war, wo sie die Schablonenfabrik eingerichtet und mit Hilfe der Stanzmaschinen für fast einviertel Millionen Mark falsches Papiergeld hergestellt hatte, welches Merwinski in der Weise einzuwechseln suchte, daß er von allen möglichen Postämtern Geldsendungen an Sagnali abschickte, eben in der Hoffnung, bei dem Andrang an den Schaltern würden die Beamten nicht Zeit finden, die ohnehin ja vorzüglich geratenen Fälsficate genau zu prüfen.

Sagnali schonte sich nicht. Ohne aufzubliffen ließ er Satz auf Satz folgen — Enthüllungen, die Maximiliane wie Keulenschläge trafen.

Stumm, bleichen Antlitzes saß das junge Mädchen da. Welche Abgründe einer menschlichen Seele schauten ihre Augen hier. — Und das war der Mann, den sie liebte, dem sie nach kurzer Bekanntschaft in die Arme geflogen war, den sie geküßt hatte — —

Aber es kam noch schlimmer. Horst-Günthers Name wurde genannt. — Ein Plan, wie er nur einem raffinierten, verbrecherischen Hirn entspringen konnte, entrollte sich mit allen Einzelheiten vor ihr.

Endlich, endlich war Sagnali zu Ende.

„Maximiliane“, sagte er leise und erhob sich aus dem Sessel, in dem er bisher vornübergebeugt wie ein Schwerleidender gehockt hatte, „zu meiner Verteidigung habe ich nur eins anzuführen: Nicht um mir die Mittel zu einem ausschweifenden Leben zu verschaffen, beging ich dieses Verbrechen, nein, sondern um die Träume meines künstlerischen Ehrgeizes, der mir wie Feuer die Seele zerfraß, verwirklichen zu können. Mein Verhängnis war meine zu Unrecht erfolgte Bestrafung. Im Kerker lernte ich Merwinski kennen. Er wurde mein böser Geist, er war der geistige Urheber alles dessen, was ich getan. — Mein Urteil weiß ich, Maximiliane. Unsere Wege trennen sich von heute. Lebe wohl! Aber stolz kannst du in dem Gedanken sein, daß du mich gerettet hast. Ich werde nach Italien zurückkehren, werde ein ehr-

licher Mensch werden. — Lebe wohl — und habe Dank für die wenigen Stunden reinen Glückes, die du mir geschenkt hast.“

Er wandte sich zur Thür. Aber die erhobene Hand, welche die Thürklinke erfassen wollte, sank matt herab.

Draußen hatte die Flurglocke geschrielt — lange, anhaltend, als ob jemand dringend Einlaß fordere.

Sagnali erbleichte. In jagender Hast eilten seine Gedanken. — Merwinski war nicht heimgekehrt. — Vielleicht hatte man ihn verhaftet. — Vielleicht drohte ihm dasselbe Schicksal. — —

Auch Maximiliane war erschreckt zusammengezuckt. Draußen hing doch das Pappschild: „Professor Neuber auf zwei Tage verreist.“ Also konnte es kein Patient sein. — Und sonst? — Doch zu langem Ueberlegen blieb keine Zeit.

Wieder schlug die Glocke an. Da hob Maximiliane schnell einen an der Rückwand des Zimmers befestigten Vorhang empor, der eine niedrige Tapetentür verdeckte. Dahinter lag ein kleiner Alkoven, in dem der Professor seine Bibliothek aufbewahrte. —

Schaper und Kommissar Heinroth standen jetzt Maximiliane im Wartezimmer gegenüber. Nachdem der Kriminalkommissar sich legitimiert hatte, ging er sofort auf sein Ziel los.

„Ich möchte Sie bitten, mir anzugeben, wo Herr Sagnali, an den Sie, mein Fräulein, gestern abend einen Brief geschrieben haben, sich zur Zeit aufhält.“

Absichtlich hatte der Kommissar auf Schapers Vorschlag hin dieser Aufforderung eine so unbestimmte Fassung gegeben.

In dem schönen Gesicht des jungen Weibes spiegelte sich auch nicht eine Spur von dem wilden Seelenkampfe wider, der in ihrem Innern tobte.

„Ich begreife nicht, wie die Herren gerade von mir die Auskunft haben wollen?! Ich weiß nicht, wo Herr Sagnali ist.“ Das klang so ruhig und stolz, daß selbst der Detektiv sich täuschen ließ.

Mit einer Entschuldigung entfernten die beiden sich wieder.

Wenige Minuten später. — —

Sagnali liegt vor Maximiliane auf den Knien. Er weint und schluchzt, bedeckt ihre Hände mit Küssen.

Und dann streichelt sie sanft sein dunkles, leicht gewelltes Haar, zieht ihn empor und lächelt gütig. —

„Ich will deine Retterin bleiben“, sagte sie einfach. „Du brauchst eine starke Hand, die dich stützt.“

Die Polizei entwickelte noch an demselben Tage eine fieberhafte Tätigkeit, um des flüchtigen Italieners habhaft zu werden. Aber trotzdem alle Bahnhöfe der Reichshauptstadt sofort abgesperrt wurden und der Telegraph nach allen Richtungen spielte, blieb Ernesto Sagnali verschwun-

den. Daß er, von Maximiliane sehr geschickt als Dame verkleidet, geflohen war, ahnte niemand. Sein jetzt glattrasiertes und gepudertes Gesicht sowie die gut sitzende Perücke machten die Maskerade so vollständig, wie kein Theaterfriseur es hätte geschickter fertig bringen können.

Zu derselben Nachmittagsstunde, als der Italiener in einem gemieteten Auto zunächst nach Frankfurt an der Oder fuhr, um von dort seine Flucht fortzusetzen, hatte Schaper mit Horst-Günther v. Molnar, den er vor dem Gebäude der Zentralbank nach Geschäftsschluß erwartet hatte, eine sehr ernste Unterredung.

Der Detektiv gab sich dem jungen Menschen, der beinahe zum Verbrecher geworden wäre, als der Zimmerherr seiner Mutter zu erkennen und hielt ihm dann eine Strafpredigt, die Horst-Günther schweigend hinnahm.

„Nur aus Rücksicht auf Ihre Familie habe ich Sie geschont“, sagte er streng. „Lassen Sie sich dieses Vorkommnis, bei dem Sie leicht mit dem Gefängnis hätten Bekanntschaft machen können, zur Warnung dienen.“

Horst-Günther stammelte ein paar unverständliche Dankesworte. Er war völlig gebrochen. Jetzt, wo der Detektiv ihm gezeigt hatte, welche Folgen sein Leichtsinns hätte haben können, erkannte er erst, wie weit es schon mit ihm gekommen war. Dieses Abenteuer wurde für ihn so zur heilsamen Lehre. Einmal war er vom rechten Wege abgewichen. Er tat es nie wieder. —

Gleich darauf fuhr Friß Schaper zu Geheimrat Winter, dem er alles Nötige mittheilte.

„Wir haben nicht nur die sämtlichen falschen Banknoten, sondern auch die Papiervorräte in dem alten Hause gefunden — erstere bei dem toten Merwinski, letztere in einem Versteck unter einer Diele eines Zimmers des Obergeschosses“, erklärte er im Laufe seiner Ausführungen. „Damit ist die Sache erledigt, Herr Geheimrat. Für mich wird die Angelegenheit kein unangenehmes Nachspiel haben, da ich ja in Notwehr auf den Chemiker feuerte.“ —

Mariette Sagnali fand fürs erste bei Molnars eine freundliche Unterkunft. Dann reiste sie nach ihrer Heimat, wo ein entfernter Verwandter ihrer Mutter sich ihrer annehmen wollte. Die Majorin aber war nicht wenig erstaunt, als sie einen Tag nach Sagnalis Flucht von dem Kolporteur Bernhard Marlow, der seine Wohnung so plötzlich verlassen hatte, einen Brief erhielt, in dem er ihr mittheilte, er sei zu seinem Bedauern genötigt, sofort auszuziehen und werde seine Sachen am Nachmittag abholen lassen. Dem Schreiben lag der Miets- und Pensionspreis für ein Vierteljahr bei. — Es erschien dann wirklich ein elegant gekleideter Herr bei Molnars, der einen schriftlichen Ausweis Bernhard Marlows mitbrachte und dessen Kleider, Bücher usw. in die Koffer verpackte. Astrid, hilfsbereit wie immer, leistete dem Fremden, der sich als „Herr Müller“ und intimer Freund des Kolporteurs vorgestellt hatte, bei dieser Gelegenheit Beistand. Und

nachher sagte Astrid zu ihrer Mutter, die den Fortzug des freundlichen Herrn ehrlich bedauerte, in ihrer offenen Art:

„Herr Müller sah wirklich aus wie ein Schauspieler mit seinem bartlosen Gesicht und seinen scharf markierten Zügen. Trotzdem er nun bedeutend jünger war wie unser lieber Marlow, gefiel er mir doch nicht so gut wie dieser.“

Maximiliane v. Molnar verließ ein halbes Jahr später Deutschland und nahm eine Stellung als Erzieherin in Valparaiso in Südamerika an. Dort heiratete sie bald darauf einen Farmbesitzer namens Ernst Meinhard. Als das junge Paar der Majorin sein Bild einschickte, meinte Horst-Günther verwundert:

„Ich kann mir nicht helfen — dieser Schwager hat eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Sagnali. Meinst du nicht auch, Mama?“

Die Majorin zuckte die Achseln. „Ähnliche Gesichter findet man häufig, mein Junge. Wem mein Schwiegersohn ähnlich sieht, ist mir ganz gleichgültig. Die Hauptsache bleibt, daß Maximiliane offenbar sehr, sehr glücklich ist.“

Und das war auch tatsächlich der Fall.

Das graue Gespenst

1. Kapitel.

Der Basuto = Speer.

Ueber Kimberley, der südafrikanischen Minenstadt, lagerte die Gluthize eines sonnenklaren Maitages. Trotzdem drängte sich jetzt in der Mittagstunde ein lebhafter Verkehr von ausgesprochen internationalem Gepräge durch die breiten Straßen, alle begriffen auf der Jagd nach dem Bösen Gold, der nirgends so sehr wie gerade in der „Diamantenstadt“ die Gemüter erregt und Geist und Körper zu den unerhörtesten Anstrengungen anspornt.

Vor dem hochragenden Börsenbau herrschte heute eine ungewöhnliche Aufregung unter den Herren, die theils in der breiten Eingangstür, theils auf der Freitreppe standen.

Auf der andern Straßenseite, gegenüber der Börse, stand eine dichtgedrängte Menge Neugieriger, — Minenarbeiter, Handwerker und hier und da auch ein Farbiger. Etwas wie Schadenfreude war in den Gesichtern dieser einfachen Leute zu

lesen, und wenn man genau hinhörte, konnte man Ausrufe verstehen, die von einem geheimen Hasse gegen die Großkaufleute sprachen.

Zwischen den über den Fahrdamm hin und her rasselnden Wagen aller Art schlüpfen kleine, halbnackte Kerlchen hindurch — Zeitungsjungen, die ihre Extrablätter hinausbrüllten.

„Die Zerstörung der Hurley-Mine!“ — — „Kampf mit der Miliz!“ — „Achtzig Tote, zwei- undfünfzig Verwundete!“ — „Kauft das Aller-neueste — kauft —“

An der Brüstung der Börsentreppe lehnte einsam ein Mann, dessen blaue Augen mit verächtlichem Ausdruck auf die Menge gerichtet waren, die mit schadenfrohen Gesichtern auf die erregten, geängstigten Großkaufleute blickte und oft ihre höhnischen Bemerkungen hinüberrief.

Ein dicker, aufgeschwemmter Herr, dessen Finger mit blitzenden Ringen besteckt waren, gesellte sich jetzt zu dem Einsamen, der offenbar unter all diesen Millionen-Magnaten eine hochgeachtete Stellung einnahm.

„Master Wendel, ich begreife Ihre Ruhe nicht“, sagte er, sich vor dem blonden Deutschen aufpflanzend. „Ihre Mine liegt zunächst dem Randbache, und schreitet die schwarze Bande zum Angriff, so wird Ihr Werk als das erste vom Erdboden verschwinden.“

„Meinen Sie, Brautwareh?!“

Selbstbewußter Spott lag in dieser Antwort.

Der dicke Brauwareh, der bisher selbst gegen viertausend Neger beschäftigt hatte, starrte Wendel aus seinen glasigen Fischenaugen staunend an.

Kopfschüttelnd sagte er: „Wirklich, ich begreife Sie nicht —“ Er wollte noch mehr hinzufügen, aber der Deutsche, ein stattlicher Mann Anfang der fünfziger, hatte sich aufgerichtet und schaute einem eleganten Auto entgegen, das sich eben durch die Straße wand und vor der Börse Halt machte.

Dem Auto entstieg jetzt eilig ein schlanker Mann mit sonnenverbranntem Gesicht. Es war der erste Buchhalter der Barbu-Mine, die Wendel seit einigen zwanzig Jahren gehörte.

„Pelletan — hierher!“ rief der Deutsche mit dröhnender Stimme.

Pelletan keuchte die Treppe empor.

„Master Wendel — die Schwarzen kommen!“

Das genügte. Mit drei Säßen war Wendel in seinem Auto, Pelletan sprang hinterher, die Tür knallte zu, und fauchend flog das Gefährt davon.

Die Barbu-Mine, deren Baulichkeiten durch einen hohen Holzzaun mit einer Verlängerung von starkem Stacheldraht eingeschlossen wurden, lag etwa zwei Kilometer vor der Stadt auf einer kleinen Anhöhe. Ein fester, gutgehaltener Weg gestattete dem Auto die Höchstgeschwindigkeit einzuschlagen, so daß Wendel in knappen acht Minuten vor dem Haupteingang seines Werkes an-

langte. Dort empfing ihn Master Pareawitt, der Oberingenieur, mit einem Gesicht, das nichts Gutes ahnen ließ.

„Wie steht's, Pareawitt? Alles vorbereitet?!“ rief der Deutsche und war mit einem Satz aus dem Wagen. „Was treibt die schwarze Gesellschaft? Schon in der Nähe?“

„Brennen zur Zeit Halburgs Store nieder“, antwortete der Oberingenieur mit verbissener Wut. „Werden aber wohl bald hier sein.“

Wendel winkte und verschwand mit den beiden Herren hinter dem schweren Tor, dessen Flügel der Pförtner sofort wieder schloß.

Zehn Minuten später. Wie ein kribbelndes Ameisenheer, dicht gedrängt, lautlos, unaufhaltsam, schob sich die Masse der wütenden Neger auf der Straße vorwärts. Der Besitzer der Barbu-Mine beobachtete diese dunkle Masse vom Fenster der ersten Etage des Verwaltungsgebäudes aus wie ein Feldherr. Mit jener zielbewußten Energie, die aus dem armen Handlungsgehilfen im Verlaufe von Jahrzehnten einen einflußreichen, millionenschweren Minen-Magnaten gemacht hatte, waren von ihm noch schnell die getroffenen Verteidigungsmaßnahmen ergänzt worden. —

„Bin neugierig, was sie beginnen werden“, sagte er jetzt zu dem neben ihm stehenden Obergeringenieur.

Pareawitt lehnte sich zum Fenster hinaus.

„Die Bande verhält sich auffallend still“, meinte er besorgt.

„Schlechtes Zeichen!“ erklärte Wendel und fügte hinzu: „Kein Zweifel, die Hauptmasse bewegt sich auf das Eingangstor zu. Machen wir, daß wir hier fortkommen. Ich werde einmal hinausgehen und der Rotte Vernunft predigen. Hoffentlich hilft's was. Wenn nicht — na, dann fließt Blut, aber nicht das unsrige, so wahr ich Albert Erich Wendel heiße!“

Der blonde Hüne, den Panamahut weit ins Genick geschoben, drückte sich durch den Torspalt und schritt furchtlos der heranrückenden Menschenmauer entgegen. Soweit das Auge reichte, nichts als dunkle Menschenkörper, wollige Negerköpfe. Im Nu bildete sich um Wendel ein weiter Halbkreis bewaffneter Gestalten. Die Hintenstehenden drängten nach, neugierig, was der weiße Baas (Herr) ihnen wohl zu sagen hätte, der jetzt so gebieterisch den Arm ausstreckte. So kam es, daß der Kreis um den deutschen Riesen sich immer enger schloß.

Und nun begann der unerschrockene Millionär mit einer Stimme, die weithin über die glänzenden, schwarzen Gesichter schallte:

„Boys, ich warne euch! Kehrt an eure Arbeit zurück! Ihr wißt nicht, wie wir euch empfangen werden, wenn ihr wagen solltet, eure unverständliche Wut an unserem Eigentum auszulassen.“

Er sprach in jenem mit holländischen Brocken

vermischten Englisch, wie es in Transvaal von jedem Nigger verstanden wird.

„Boys!“ fuhr er fort, „wißt ihr, was Maschinengewehre sind?! Ihr habt — oder wenigstens meine Arbeiter — die blanken Kanonen in meinem Schuppen stehen sehen! Bevor auch nur einer von euch meine Umzäunung erklettert hätte, würden Hunderte von euch niedergeknallt sein, wie die Springböcke bei der Treibjagd! Boys! Denkt an die Maschinengewehre! Macht kehrt und haltet Frieden! Das rate ich euch wohlmeinend, ich, der weiße Baas, der stets verstanden hat, mit seinen Leuten auf friedlichem Fuße zu leben!“

Ein Murren, wie ein Windstoß, der durch Sannenwald fährt, anzuhören, erhob sich.

„Boys, wenn ihr mir nicht glaubt, schickt eine Zahl von euch in meinen Hof, damit sie sich die blanken, eisernen Menschenfresser ansehen können. Ich will nichts, als —“

Albert Wendel sollte in diesem Leben kein beruhigendes Wort mehr an diese blutdürstige, zur Rachsucht aufgestachelte Masse richten.

Ein Basutospeer mit breiter Spitze war weit hinten aus dem Kreise von geübter Hand geschleudert worden und fuhr ihm von oben wie ein Blitzstrahl in die Brust. Die Wucht der gut zweieinhalb Meter langen Lanze war so groß, daß er taumelnd hintenüberschlug. Der Hut fiel ihm vom Kopf, rollte seitwärts. Vergebens suchte der riesige Körper sich wieder aufzurichten.

Pareawitt, der Oberingenieur, und drei weiße

Angestellte brachten blizschnell den Schwerverwundeten zurück in den Schutz des hohen Zaunes.

„Verfl.... heimtückische Bande, das sollt ihr mir bezahlen!“ brummte Barea Witt und rief den Leuten, die bei den Maschinengewehren standen, einige Worte zu.

Man hatte den Baas, dem der Speer sofort aus der Brust gezogen war, auf ein Bett gelegt und trug ihn so nach dem Krankenzimmer des Verwaltungsgebäudes. Ein schauriges Glockengeläute begleitete den traurigen Zug — die blizschnell aufeinander folgenden Schüsse der stählernen Menschenfresser! — Sack, Sack, Sack, so gings unaufhörlich, unaufhörlich.

Und jetzt draußen ein Gebrüll wahnsinniger Angst. Die Schüsse, so niedrig gezielt, daß sie nur die Beine der Schwarzen trafen, ernüchterten die angriffslustigen Nigger im Handumdrehen. Schreiend, tobend, einander niederstoßend, nur um schneller aus dieser Hölle fortzukommen, zerstreuten sich die Tausende, fluteten zurück.

In dem Krankenzimmer lag der von dem Arzt der Barbu-Mine schnell verbundene deutsche Baas und rang mit dem Tode.

Mit erlöschender Stimme hauchte er jetzt: „Lesen Sie vor, Belletan, was Sie geschrieben haben. — Es eilt, ich fühl's —“

Und der Buchhalter las:

„Kimberley, den 16. Mai 19...

In dem Bewußtsein, daß der Tod mir nahe ist, diktiere ich in Gegenwart von drei

Zeugen, die diese Urkunde mit unterzeichnen werden, meinen letzten Willen.

Ich setze zu meinem Erben den nächsten meiner Verwandten ein, gleichgültig, wie alt dieser ist, ob Mann, ob Weib. Es leben Verwandte von mir in Deutschland und zwar in Danzig. Seit zwanzig Jahren habe ich nichts von ihnen gehört. Mein Testamentsvollstrecker wird meinen Erben zu finden wissen.

Der, der für die Erfüllung meines letzten Willens sorgen wird, ist mein Oberingenieur Hektor Edward Pareawitt. Er soll meine Besitzungen sämtlich verkaufen. Für seine Mühewaltung erhält er 5000 Sterling.

Falls meine Verwandten sämtlich vor mir gestorben sein sollten, fällt mein Vermögen, das ich auf drei Millionen nach deutschem Gelde schätze, an das Deutsche Reich mit der Bestimmung, daß die Zinsen im Interesse meines alten Vaterlandes verwendet werden.

Unter allen Umständen sind an meine Beamten und Arbeiter Legate auszusahlen in der Weise, daß jeder ein volles Jahresgehalt erhält.

Dieses Testament ist bei dem deutschen Generalkonsul in Kapstadt niederzulegen, den ich bitte, meinen Vertrauten Pareawitt nach Möglichkeit zu unterstützen.“

Belletan schwieg.

„Gut so“, erklärte der Sterbende mit letzter Kraft. „Eine Feder —“

Bareawitt stützte ihn, als er unterschrieb.

Es war die höchste Zeit gewesen. Mit einem dumpfen Aechzen sank Albert Wendel zurück. Seine Finger schlossen und öffneten sich krampfhaft. Dann ging's wie ein Ruck durch den massigen Leib.

„Das Ende“, sagte der Arzt leise.

Bareawitt zerdrückte eine Träne.

Der Buchhalter Pelletan aber murmelte unhörbar vor sich hin: „Merken wir's uns! In Danzig!“

2. Kapitel.

Das graue Gespenst.

Drei Monate nach diesen Ereignissen finden wir Hektor Edward Parea Witt in der Hauptstadt des Deutschen Reiches und zwar bei dem Inhaber des Detektivinstituts „Argus“ wieder.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Mr. Parea Witt?“

Der Oberingenieur, der die schlanke Figur und das markante Gesicht des berühmten Detektivs Berlins mit wohlgefälligen Blicken gemustert hatte, sagte mit leichter Verbeugung:

„Sie sind mir durch einen Freund, der hier in Berlin wohnt, empfohlen worden, Mr. Schaper. Man rühmt Ihnen ganz ungewöhnliche Fähigkeiten als Detektiv nach. Als Einleitung will ich Ihnen eine kleine Episode aus dem Minenleben Südafrikas erzählen.“

Der Oberinspektor berichtete nun ausführlich über Albert Wendels trauriges Ende und fügte dann hinzu:

„Nach dem prunkvollen Begräbnis meines

Herrn und Freundes wurde vom Gericht eine Kommission von drei Vertrauensmännern eingesetzt, die den Besitz Albert Wendels, dessen Wunsch entsprechend, zu Geld machen sollten. Zu dieser Kommission gehörte auch der erste Buchhalter der Barbu-Mine, ein Mann namens Charles Belletan. Dieser Belletan, ein Franzose, hat nun die auf ihn gesetzten Hoffnungen, daß er infolge seiner Geschäftstüchtigkeit sich recht nützlich erweisen würde, schwer getäuscht, indem er bald nach meiner Abreise versuchte, allerlei Vermögenswerte der Erbschaftsmasse beiseite zu schaffen. Sein Raub konnte ihm noch rechtzeitig abgejagt werden. Er selbst entfloh. Die von der Polizei sofort aufgenommene Verfolgung blieb resultatlos. All diese Dinge meldete man mir gestern erst durch eine Depesche. Infolgedessen sehe ich mich genötigt, meinen Aufenthalt hier in Deutschland abzukürzen.“

Bareawitt machte eine kurze Pause.

„Was mich nach Deutschland geführt hat“, begann er dann wieder, „werden Sie bereits ahnen, Mr. Schaper. Ich wollte hier den Erben Albert Wendels ausfindig machen. Mein verstorbener Chef hatte in dem kurz vor seinem Tode errichteten Testament über seine Verwandten nur angegeben, daß diese seiner Zeit in Danzig gelebt hätten. Mir selbst war über diesen Punkt, aus gelegentlichen Gesprächen mit Wendel, der mir stets sein vollstes Vertrauen geschenkt hat, noch einiges andere bekannt. Fraglos ist Albert Wendel vor nunmehr einundzwanzig Jahren nach

Südafrika irgend einer dunklen Geschichte wegen ausgewandert. Was ihn aus der Heimat vertrieben hat, entzieht sich meiner Kenntniß. Die Andeutungen die er mir gegenüber machte, ließen jedoch, soweit ich daraus etwas kombinieren konnte, darauf schließen, daß ein Bruder von ihm hierbei irgend eine Rolle spielte, ferner eine Liebesaffäre, die ihn dann auch zu dem ausgesprochenen Weiberfeind werden ließ, als der er in Kimberley bekannt war. — Gleich nach seinem Ableben hatte ich mich nun mit einer hiesigen Annoncexpedition in Verbindung gesetzt und in fast sämtliche deutschen Zeitungen einen Aufruf einrücken lassen, in dem Verwandte des vor Jahren nach Afrika ausgewanderten Albert Erich Wendel ersucht wurden, sich beim Generalkonsulat in Berlin in einer wichtigen Angelegenheit zu melden.“

„Und auf Ihren Aufruf hin hat sich niemand gemeldet?“ fragte der Detektiv, um die Unterredung nicht zu sehr in die Länge zu ziehen.

„Niemand — leider. Und dabei habe ich einen ganzen Monat täglich die Annonce bringen lassen, was eine nette Summe Geldes kostete.“

„Mit einem Wort: auf diese Weise kommen Sie nicht ans Ziel, Mr. Pareawitt, und nun soll ich helfen“, sagte der Detektiv offen.

„Stimmt! Ich habe Ihnen schon alles mitgebracht, was nötig ist. Hier sind Abschriften der bei Albert Wendel gefundenen Legitimationspapiere, ein paar fotografische Gruppenaufnahmen, die aus seiner Jugendzeit stammen und auf denen er mit abgebildet ist, sowie zwei Briefe,

vergilbt und verfleckt, die in der gleichen Mappe mit den Legitimationen lagen. Mehr Material vermag ich Ihnen nicht zu liefern. Sehen Sie zu, was Sie damit ausrichten.“

„Danke. Es wird wohl genügen“, meinte Schaper, indem er die Sachen, die Pareawitt ihm reichte, auf den Schreibtisch legte. „Und was gedenken Sie selbst zu tun?“ fragte er sodann.

„Ich kehre mit dem nächsten Dampfer nach Südafrika zurück, wo ich, wie gesagt, dringend zu tun habe, nachdem Pelletan das Weite gesucht hat. Damit wäre das Geschäftliche erledigt“, meinte der Oberingenieur etwas zögernd. „Wenn es Ihre Zeit erlaubt, möchte ich nun noch gern eine Auskunft von Ihnen haben und zwar hinsichtlich jenes Sensationsfalles, den die Presse der ganzen Welt unter dem Titel „Die Mumie der Königin Semenostris“ behandelte.“

„Bitte — fragen Sie nur“, sagte Schaper liebenswürdig, obwohl er wußte, daß draußen im Vorzimmer noch ein halbes Duzend Klienten wartete.

„Dank Ihnen! — Dann also: Jener Amerikaner, den man zu den eigenartigsten Verbrechertypen der modernen Zeit rechnen muß, starb durch Gift, nicht wahr? Und weiter: Hatte er eigentlich irgend welche Anverwandten, die sich nach seinem Tode meldeten?“

„Ihre erste Frage kann ich bejahen. Der Mann endete durch ein Gift, das der Wissenschaft bisher unbekannt war. In seinem Nachlaß fand ich am Morgen nach seinem Tode eine Art Se-

stament, in dem er die Behörden im Falle seines plötzlichen Endes hat, sofort einen gewissen Thomas Shepperley von seinem Hinscheiden zu benachrichtigen. Dieser Shepperley wohnte seit einiger Zeit in Berlin, legitimierte sich als alter Freund des Amerikaners und erhielt dessen Leiche nach deren Freigabe durch die Polizei zur Beerdigung ausgehändigt. Der Tote wurde dann in aller Stille auf dem Kirchhof der Berliner Fremdenkolonie beigesetzt. Sonst hat sich niemand um den grauenvollen Menschen gekümmert, der ohne Zweifel ein hochbegabter Chemiker von immensem Wissen gewesen sein und über Kenntnisse verfügt haben muß, die unseren Gelehrten noch ein Buch mit sieben Siegeln sind.“

Bareawitt nickte nachdenklich mit dem Kopf.

„Ja, ein merkwürdiges Genie war es wirklich, das muß man sagen! Ich habe mich wahrhaftig nie um Kriminalfälle gekümmert; aber diese Sache, die jetzt ein reichliches halbes Jahr zurückliegt, haftet noch ganz genau in meinem Gedächtnis. Nur der Ausgang des Dramas war mir entfallen. — So, nun vielen Dank. Leben Sie wohl, Mr. Schaper. Und — wenn Sie eine Spur von dem Erben entdecken sollten, geben Sie mir telegrafisch Nachricht.“

Nachdem der Detektiv dann die übrigen Klienten abgefertigt hatte, nahm er ein Kursbuch zur Hand und suchte sich den passendsten Zug nach Danzig heraus. Sodann klingelte er nach seinem Bürovorsteher.

„Lemke, ich fahre heute abend 10 Uhr 58 Minuten nach Danzig“, sagte er seinem treuen Mitarbeiter Bescheid. „Es liegt eine ziemlich „fette“ Sache vor — Millionenerben werden gesucht. Da möchte ich persönlich die nötigen Nachforschungen anstellen.“

Lemke nickte. „Die übrige Arbeit, die wir augenblicklich haben, ist ja auch nichts Aufregendes. Alles Durchschnittsachen“, meinte er. „Damit werden schon unsere Leute fertig. Nur — hm, ja —“

„Nur —? Was wollen Sie mit dem Wörtchen sagen? — Zieren Sie sich nicht! Heraus mit der Sprache!“

„Der Brief, der gestern eintraf, Herr Schaper, an den denke ich. Sie scheinen das —“

„Donner und Doria!“ rief der Detektiv temperamentvoll. „Sie haben recht. Das habe ich vergessen. Bringen Sie mir doch einmal den Brief her. Ich will ihn nochmals durchsehen und mich dann entschließen, welche Schritte zunächst zu tun sind.“

Schaper, der den gestern eingetroffenen Brief nur flüchtig durchgesehen hatte, da wichtigere Dinge ihn gerade beschäftigten, las jetzt in Ruhe das in mehrfacher Beziehung recht merkwürdige Schreiben nochmals Wort für Wort. Die Handschrift zeigte keine Besonderheiten, war vielmehr etwas unbeholfen, fast kindlich.

Der Inhalt lautete folgendermaßen:

Gauben i. Pommern, den 8. August 19..

Bevor ich Ihnen, geehrter Herr Schaper, die Einzelheiten des Falles, den ich Ihrer Gütigkeit anvertrauen möchte, mitteile, muß ich Ihnen offen bekennen, daß ich in den bescheidensten Vermögensverhältnissen lebe und nur ein geringes Honorar, etwa 300 Mark zahlen könnte. Ich schicke dies voraus, damit Sie auch in dieser Hinsicht genau informiert sind und mir nicht den Vorwurf machen können, Ihnen dies verheimlicht zu haben. Ich weiß, Ihre Zeit ist kostbar. Sollten Sie daher für die angegebene Summe die Sache nicht erledigen können, so bitte ich diesen Brief zu verbrennen. Erhalte ich in einer Woche keine Nachricht, so entnehme ich daraus, daß Sie den Auftrag ablehnen. Jedenfalls aber müßte ich darauf bestehen, daß Sie persönlich meine Angelegenheit in die Hand nehmen, da ich der festen Ueberzeugung bin, daß eine Hilfskraft Ihres Instituts, und sei es die tüchtigste, hier nicht ausreicht.

Nun kurz den Sachverhalt. Vor einem halben Jahre etwa mietete ich von dem Kaufmann Wernicke, Gauben, die in der Nähe dieses Städtchens liegende sogenannte Mönchsabtei, ein altes, in einem Garten gelegenes Gebäude, in dem früher Karthäuser Mönche gehaust haben sollen. Ich bin ein alter Mann, dem das Leben übel mitgespielt hat und der hier fern dem Getriebe der Welt, die mich nur enttäuscht hat, seine Tage beschließen wollte. Ein langjähriger Diener teilt meine Einsamkeit, nebenbei ein Mann, der mein

vollstes Vertrauen verdient und auf den keine Spur von Verdacht fallen kann, daß er etwa bei den rätselhaften Vorgängen, die Sie sofort hören werden, irgendwie mitbetheiligt ist. — Meine Hoffnung, hier in der Mönchsabtei in Ruhe und Frieden leben zu können, hat sich leider nicht bestätigt. Gleich nach meinem Einzug, in der zweiten Woche des Februar, stürzte mein Diener schreckensbleich eines Abends in mein Arbeitszimmer. Nach vieler Mühe erst brachte ich den vor Angst halb Bewußtlosen zum Reden. Er erzählte mir dann folgendes, und die späteren Vorfälle haben gezeigt, daß er leider nicht fantasierte, sondern seine Schilderung auf voller Wahrheit beruhte. Er war gegen neun Uhr noch ein wenig im Garten auf und ab gegangen, da das milde, prächtige Wetter geradezu zum längeren Aufenthalt im Freien verlockte. Auf seiner Promenade hatte er sich ganz absichtslos auch in die Nähe der sogenannten Prior-Kapelle begeben, die abseits von dem Hauptgebäude steht und fraglos früher einmal tatsächlich zur Abhaltung von Gottesdiensten benutzt worden ist, worauf sowohl die Form als auch die Innenausschmückung der jetzt halb zerfallenen und von Efeu überwucherten kleinen Baulichkeit schließen läßt. Hier war es, wo mein treuer Hartung plötzlich einer grauen Gestalt ansichtig wurde, die mit langschleppenden Gewändern aus einer Seitenallee hervorkam und langsam auf die Kapelle zukam. Hartung, ein Mann in den besten Jahren, dabei mutig und völlig frei von Aberglauben, rief die Erscheinung an und näherte sich

ihr gleichzeitig, wobei ihn jedoch plötzlich ein so starkes Gefühl des Grauens überkam, daß er es nicht wagte, direkt auf die wie ein Schatten lautlos dahingleitende Gestalt loszuspringen. Jedenfalls blieb sein Anruf ohne Erfolg, und der Unbekannte — falls es sich eben um einen Menschen handelt, verschwand in der längst aus den Angeln gefallenen Thür der Prior-Kapelle. Inzwischen hatte mein Diener seine Anwandlung von Furcht überwunden und drang nun, indem er einen am Boden liegenden Spaten als Waffe ausgriff und das Flämmchen seines Taschenfeuerzeuges als Leuchte benutzte, unerschrocken in die Ruine ein. Im Innern fand er trockene Zweige, die er schnell zu einer primitiven Fackel vereinte, bei deren Licht er die Kapelle gründlich durchsuchte. Diese besteht aus zwei Räumen. Durch die Thür gelangt man in die eigentliche Kapelle, die vielleicht sechs Meter lang und vier Meter breit ist. An der gegenüberliegenden Wand führt ein schmales Pförtchen in einen Anbau, eine Art Sakristei, die jetzt ebenso leer ist wie der Hauptraum und in der ebenfalls nur Spinnen und Mäuse und Ratten ihr Wesen treiben. Einen zweiten Ausgang gibt es nicht, worauf ich besonders aufmerksam mache. Die Fenster, zwei Meter über dem zertrümmerten Steinplattenboden gelegen, sind mit noch verhältnismäßig gut erhaltenen Ziergittern versehen.

Hartung entdeckte auch nicht eine Spur von der seltsamen Erscheinung, die in der Kapelle verschwunden war, obwohl er jeden Winkel, fast jede Mauerritze ableuchtete. Nachdenklich, von

einem gewissen Unbehagen befangen, wollte er durch die Thür gerade wieder ins Freie treten, als eine unsichtbare Hand ihm die noch brennenden und inzwischen ergänzten Zweige aus der Hand riß und in die dünne, winterliche Schneedecke des Gartens schleuderte. Hartung, der augenblicklich herumfuhr, um den Attentäter, den er hinter sich vermutete, zu erwischen, sah und hörte nichts. Totenstill lag der Innenraum der Kapelle da. Kein Wunder, daß meinen Diener unter diesen Umständen abergläubische Angst packte und er wie ein von Furien Gejagter davonstürzte. In diesem Zustande langte er in meinem Zimmer an.

Ich will Ihre Zeit nicht durch weitschweifige Ausführungen in Anspruch nehmen. Ich selbst habe die Erscheinung in den inzwischen verflossenen Monaten nicht weniger als acht Mal gesehen, angerufen und bin ihr ebenfalls in die Prior-Kapelle gefolgt. Stets tauchte sie in jener Allee auf, die von Lebensbäumen eingerahmt ist und an deren einer Seite sich ein altes Grabmal mit einer mächtigen Steinplatte darauf befindet. Die Natur dieses grauen, bis zum Kopf in wallende Sücher gehüllten Geschöpfes zu ergründen, ist mir nicht gelungen. Nur einmal sah ich etwas von dem Gesicht dieses — sagen wir ruhig — Gespenstes. Ein blasses, bartloses Antlitz, anscheinend das eines Mannes, war's. Und ein andermal wieder, an jenem Abend, als ich mir den Besitzer der Mönchsabtei, den Kaufmann Wernicke, gleichsam als Zeugen eingeladen hatte, damit er sich von der Wahrheit meiner Angaben vergewissere,

wagte ich es, der Erscheinung sogar den Weg zu vertreten. Da es eine stockdunkle Nacht war, hatte ich mir eine helleuchtende Azethylenlaterne mitgenommen. Und was geschah?! Mit einer geradezu hoheitsvollen Gebärde streckte das Gespenst den Arm aus. Meine Füße waren in demselben Moment wie gelähmt, die Laterne verlöschte ohne jede äußere Ursache, und — ruhig schritt „der Graue“, wie wir den unheimlichen Wanderer längst getauft haben, in die Kapelle hinein.

So stehen hier die Sachen. Wernicke, der sein Anwesen gern verkaufen möchte, hat mich flehentlich gebeten über meine Beobachtungen zu schweigen, da er die Mönchsabtei sonst niemals veräußern kann. Jeder Käufer würde ja durch die Geistererscheinung abgeschreckt werden. Nunmehr hat er darein gewilligt, daß ich Ihnen die unheimliche Geschichte anvertraue. Er will auch die Hälfte der Kosten tragen, was schon sehr viel bedeutet, da der Mann sehr sparsam, fast geizig ist. — Mit einem Wort: Drei einwandfreie Zeugen, nämlich Wernicke, mein Diener und ich, haben die Erscheinung beobachtet. An ihrer Existenz ist mithin nicht zu zweifeln. Und da ich als aufgeklärter Mensch an übernatürliche Dinge nicht glauben kann, andererseits aber eine Erklärung für das Geschaute nicht zu finden vermag, bitte ich Sie, der Sache auf den Grund zu gehen.

Hochachtungsvoll
Friedrich Müller
Privatgelehrter

„Daß diesen Bericht ein Privatgelehrter verfaßt hat, merkt man“, brummte Friß Schaper vor sich hin, nachdem er mit der Lektüre fertig war. „Gerade das, worauf es ankommt, fehlt. — Nun, sehen wir zunächst einmal nach, wo dieses Nest mit dem schönen Namen Gauben liegt. Denn — der Fall interessiert mich. Ich rieche förmlich das Außergewöhnliche. In dieser Beziehung habe ich mich noch nie getäuscht.“

Er holte das Kursbuch wieder hervor, schlug die Eisenbahnkarte von Ostdeutschland auf und:

„Holla! Da haben wir's ja schon. Also an der Bahnlinie Stettin=Danzig, unweit von Stolp, das paßt ja vorzüglich. Die Sache wird gemacht.“

Er klingelte und befahl dem eintretenden Lemke, sofort ein Antwortschreiben für Friedrich Müller aufzusetzen des Inhalts, daß er in den nächsten Tagen in Gauben eintreffen würde.

3. Kapitel.

Die gescheiterte Brigg.

Auf die drei furchtbaren Sturmtage mit ihren anhaltenden Regengüssen war endlich wieder ein sonnenklarer Tag gefolgt. Noch grollte die See, warf noch immer den weißen Gischt ihrer sich überstürzenden Wogen bis zu dem hölzernen Bootssteg hinauf, der bei jedem Anprall der Wasserberge zitterte, stöhnte und ächzte wie ein gepeinigtes, gereiztes Tier.

Mit dem Nachlassen des Orkans und unter den scheinbar die Natur zum Frieden mahnenden, besänftigenden Strahlen des heute vom wolkenlosen Augusthimmel herableuchtenden Tagesgestirns beruhigten sich die aufgepeitschten Wogen zusehends, wurden kleiner, zahmer, so daß bereits mehrere Boote des holsteinischen Fischerdorfes es gewagt hatten, nach der großen Brigg hinauszurudern, die dort draußen, den Bug hochaufgerichtet und ihrer gesamten Takelage beraubt, auf der etwa fünfhundert Meter vom Strande entfernten

Sandbank inmitten der schäumenden Brandung lag, jetzt ein hilfloses Wrack und vor drei Tagen noch ein schmucker Segler, den erst der verhängnisvolle Sturm in regenfinsterer Nacht aus seinem Kurs gegen die gefährliche Westküste von Holstein getrieben hatte.

Doktor Heinz Gerster, der neben Frau Käti Deprouval auf der Spitze des Bootssteiges stand, ließ soeben das Glas sinken, mit der er bisher nach dem gestrandeten Fahrzeug hinübergeschaut hatte.

„Ein Boot kommt bereits zurück. Da werden wir bald Näheres über das Schiff erfahren, gnädige Frau“, sagte er interessiert.

„Ob denn wirklich die ganze Besatzung den Tod in den Wellen gefunden haben mag?“ meinte die schlanke, blasser Dame mit ihrer müden, aber selten wohlklingenden Stimme.

„Leider besteht sehr wenig Hoffnung, daß sich auch nur ein einziger von der Bemannung gerettet hat“, erwiderte Doktor Gerster.

Frau Deprouval schauderte wie fröstelnd zusammen.

„Die armen, armen Leute“, sagte sie leise.

Wieder führte jetzt Doktor Gerster sein Glas an die Augen.

„Keine dreihundert Meter sind sie noch entfernt“, erklärte er ganz aufgereggt.

Und nach einer Weile:

„Wirklich, ich täusche mich nicht. Sie haben einen sechsten Mann im Boot. Das ist kein Fi-

scher. Vielleicht, nein, was rede ich — bestimmt ist's einer der Besatzung.“

Immer mehr näherte sich das auf den Wogen auf und ab tanzende kleine Fahrzeug dem Stege. Jetzt konnte man schon mit bloßen Augen die Gesichter erkennen.

Da — was bedeutete das? — Wahrhaftig, das Boot wandte plötzlich und kehrte mit schnellen Ruderschlägen zu dem Brack zurück.

„Begreifen Sie diese hastige Umkehr?“ meinte Heinz Gerster, das Fernglas absetzend.

Keine Antwort. Unwillkürlich blickte er auf seine Nachbarin. Weshalb schwieg sie so hartnäckig?

Doktor Gerster fuhr erschreckt zusammen. Ein Blick in Frau Käti's Gesicht klärte ihn auf — denn leichenblau, die Augen halb geschlossen, lehnte sie schwer, wie mit einer Ohnmacht kämpfend, am Geländer des Steges.

„Käti — Käti, was haben Sie, was fehlt Ihnen?“

Angstliche Sorge lag im Ton seiner Stimme. Und ganz unbewußt hatte er die vertraute Anrede gebraucht, zu der nichts, nichts ihn berechtigte, die im Gegenteil dieser Frau gegenüber nichts als eine Verletzung der schuldigen Achtung war.

Mit aller Kraft raffte sie sich auf. Und es gelang ihr wirklich, etwas wie ein Lächeln mühsam hervorzuquälen.

„Eine momentane Schwächeanwandlung — nichts weiter“, sagte sie mit leisem Seufzer.

Er hatte vorhin, um sie zu stützen, die Hand um ihre Taille gelegt. So lehnten sie jetzt dicht aneinander, ganz dicht. Keines regte sich, keines sprach ein weiteres Wort. Und doch fühlten sie nur zu deutlich, wie ein Strom unaussprechlicher Seligkeit von Herz zu Herzen floß, wie ihre Pulse schneller und schneller jagten.

Der Augenblick, den sie beide nach diesen vier Wochen, die sie, nur auf sich angewiesen, in dem kleinen Fischerdorfe verlebt hatten, so sehr fürchteten, war da.

Endlich erwachte sie wie aus einem wunderbaren Traum. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, zaghaft machte sie sich von ihm los und sagte mit ihrer weichen, süßen Stimme:

„Seien wir verständig, mein Freund. Wir wissen, daß wir einander nie angehören können, nie! Und — ich danke Ihnen, Heinz, danke Ihnen aus vollem Herzen dafür, daß Sie diese Minute stillen Selbstvergessens nicht ausgenutzt haben — nicht das taten, was ein wenig ehrenhafter Charakter vielleicht gewagt hätte. Unsere Rippen sind rein geblieben, damit auch unsere Freundschaft. Und die wollen wir uns erhalten — bitte — bitte.“

Mit festem Druck fügten sich ihre Hände ineinander.

Heinz Bersters Kehle war wie zugeschnürt, jeder Nerv bebte an ihm. Alles in ihm bäumte

sich auf gegen das Schicksal, das sie trennte, das ihre Wege nie zusammenführen würde, nie.

Da sprach sie schon weiter, gab seinen Gedanken eine andere Richtung.

„Lieber Freund, Sie haben mich schon so oft gebeten, Ihnen meine Lebensgeschichte zu erzählen. Vielleicht tue ich's heute. Kommen Sie nachmittags zu mir in das kleine Gärtchen unter die breitästige Linde. Sie sollen sehen, daß ich Vertrauen zu Ihnen habe. Das soll mein Dank sein. — Und noch etwas anderes. Bleiben Sie jetzt bitte hier und geben Sie acht, ob wirklich einer der Schiffbrüchigen gerettet ist. Nachher erzählen Sie mir alles, nachher. Auf Wiedersehen.“

Leicht, federnden Schrittes ging sie über die Planken der Bootsbrücke hin. Versonnen schaute Doktor Berster ihr nach.

Ein tiefer, qualvoller Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Warum kann es nicht sein, warum?“ dachte er, mit dem Gesichte hadernd, das ihn gerade hier in dem kleinen Fischerdorfe zufällig das Weib kennenlernen ließ, das er niemals, niemals vergessen würde.

Frau Käti war inzwischen in die Dünen eingebogen, wo im Schatten eines größeren, zur Reparatur an Land geschleppten Rutters neben einem jungen, weißgekleideten Mädchen ein etwa sechs Jahre alter Knabe im Sande spielte. Der Kleine, eine wahre Ausgeburt von Häßlichkeit,

mit einem übergroßen Kopf und krampfhaft verzerrten Zügen, streckte beim Anblick der Mutter die dünnen Arme aus und rief mit seiner schrillen, quäkenden Stimme:

„Ricki, Kuchen — Kuchen — Kuchen—“

Unaufhörlich wiederholte er das letzte Wort und zeigte dabei mit einem freudigen Lächeln, das sein mißgestaltetes Antlitz noch mehr verzerrte, auf verschiedene Sandtürmchen, die er mit Hilfe von Holzformen hergestellt hatte.

Bei dieser Begrüßung, die der bedauernswerthen Frau so recht wieder die ganze Größe ihres Unglückes vor Augen führte, vermochte Käti Deprouval die heißen Tränen gerade in ihrer jetzigen Stimmung nicht mehr zurückzuhalten.

Wildes Schluchzen ließ ihren zarten Körper wie im Krampf erbeben. Achtlos setzte sie sich nieder, vergrub das tränenfeuchte Gesicht in beide Hände und gab sich ihrem Schmerze zügellos hin.

Das junge Mädchen, die Erzieherin des kleinen Richard, redete ihr tröstend zu. Alles vergeblich. — Schließlich nahm sie mit sanfter Gewalt die Fassungslose in ihre Arme und streichelte ihr beruhigend über das blonde, nur von einem dünnen Schleier verdeckte Haar. Das half. — Langsam versiegtten die Tränen, die Hände gaben das feine Gesichtchen frei.

„Aber liebe, liebe Frau Deprouval, woher nur wieder dieser Anfall wilder Verzweiflung?“ sagte Rita Meinas leise und nahm Käti's Hände tröstend in die ihren.

Frau Käti nickte traurig vor sich hin.

„Wenn Sie wüßten“, sagte sie leise und preßte die Finger des jungen Mädchens mit fast schmerzhaftem Druck. Oh dieses Entsetzen, wenn so plötzlich die Vergangenheit vor einem wieder auftaucht, wenn Erinnerungen wach werden, die mich mit Abscheu und Grauen erfüllen —“

Und plötzlich, ganz unvermittelt, sprang sie dann auf und sagte hastig:

„Kommen Sie, Rita, wir wollen gehen. Es ist zu heiß hier am Strande.“

In demselben Augenblick näherte sich wieder eines der Fischerboote, die nach der Brigg hinausgefahren waren, dem Stege. Fluchtartig eilte Frau Käti davon, indem sie ihr unglückliches, schwachsinniges Kind mit sich zog.

Heinz Gerster hatte den alten Fischer Iversen beiseite genommen und suchte von ihm zu erfahren, weswegen sie so plötzlich wieder umgekehrt und nach dem gestrandeten Fahrzeug zurückgerudert waren.

„Ja, sehen Sie, Herr Doktor“, sagte der Alte, „das war nu 'ne dolle Sach'. Also wir fanden da drüben an Bord einen einzigen Herrn, einen Passagier der „Karola“. So heißt nämlich die Brigg. Die anderen, ja, die hat all die See verschlungen — alle. Die Leichen werden wohl bald an den Strand getrieben werden. Aber ob grad' hier bei uns, ist fraglich. Der Herr von der „Karola“ packte denn nu seinen Koffer in unser Boot, und

wir stießen ab. Mit 'en Mal, dicht an 'en Bootssteg, bückt er sich und sagt so recht barsch: „Augenblicklich umkehren. Ich hab' was vergessen. Zehn Mark gibt's, wenn ihr euch beeilt.“ — Na, zehn Mark!! Wir taten's. Dann kletterte er wieder allein auf die „Karola“ zurück. Wir warten und warten. Er kommt nicht wieder. Und dann steckt er plötzlich den Kopf über die Reling und ruft: „Achtung!“ Und damit ist er auch schon unten im Boot. — Was, denken Sie, hat er geholt? Eines der Schiffsfernrohre, Herr Doktor! Ne komische Sach', nicht wahr?! Und, während wir an Land paddeln, läßt er das Glas nicht von den Augen, sucht damit immer den Strand ab.

„Einsame Küste hier“, meint er zu mir.

„Freilich, Herr. Auf zehn Meilen ist unser Dorf das einzige“, sag ich.

„Habt ihr auch Badegäste?“ fragt er nach 'ner Weile.

„Waren gegen hundert hier, sind aber schon wieder weg“, sag ich zu ihm. „Nur vier haben bis jetzt ausgehalten“, setzt' ich hinzu.

„So. Wohl Herren alles?“ fragt er wieder.

„Nee — das gerade nich. Eine Münchener Dame mit ihrem Kinde und eine Erzieherin und der Doktor Gerster“, geb ich zur Antwort.

Da wurde er ganz still. Und mit einem Mal verlangt er, wir sollen ihn nicht am Bootssteg, sondern weiter unten am Strand absetzen.

Au, wir taten ihm den Gefallen. Und dann mußte ihm Johann Petersen gleich einen Wagen

bestellen. Er wollte sofort nach Schülps zum Herrn Landrat fahren, dem er Wichtiges mitzuteilen habe. Nachher würd' er denn zurückkommen und dem Gemeindevorsteher seine Aussage zu Protokoll geben, nämlich über die Strandung. Das muß so sein, Herr Doktor. Seinen Koffer ließ er hier. Und dann fuhr er mit des Kreuzwirts Wagen davon. Abends sei er wieder zurück, sagt er noch.“

Heinz Gerster schlenderte darauf sehr nachdenklich seiner Sommerwohnung zu, die er bei dem Pfarrer des Dorfes gemietet hatte.

Nach dem Mittagessen legte er sich in dem schattigen Garten in seine Hängematte und versuchte die Zeit bis zum Kaffee zu verschlafen.

Endlich konnte er sich auf den Weg zu der Frau Käti Deproubal machen.

Er fand das Nest leer.

„Plötzlich abgereist“, sagte ihr Wirt achselzuckend. „Hier — diesen Brief soll ich Ihnen abgeben, Herr Doktor.“

Heinz Gerster riß den Umschlag auf und las — las —

„Lieber Freund!

In unser beider Interesse halte ich es für das Beste, ohne langen Abschied von Ihnen zu gehen. Suchen Sie mich zu vergessen! Es muß sein. Und — nochmals danke ich Ihnen für alles das, was Sie mir gegeben haben durch Ihre zarte, vornehme Aufmerksamkeit, Ihre sorgende Freundschaft.

Leben Sie wohl! Auf ewig!

R. D.“

Heinz Gerster atmee schwer. Ihn fröstelte plötzlich. Und dann eilte er seinem Heime zu. Ohne rechts und links zu blicken schritt er hastig dahin. Käti hatte recht. Er mußte vergessen! — Sie war ja nicht frei, hatte einen Gatten, ein Kind! Und dies Vergessen sollte ihm seine Arbeit bringen. Schon so oft war diese seine beste Trösterin gewesen.

4. Kapitel.

Die Spur des anderen.

Fritz Schaper hatte seinen Entschluß, sofort nach Danzig zu fahren, ausgeführt. In Danzig angelangt, frühstückte er zunächst auf dem Bahnhof, brachte seinen äußeren Menschen in Ordnung und begab sich dann sofort auf das Einwohnermeldeamt, wo er erfuhr, daß Albert Wendel einen Bruder gehabt habe, der vor sieben Jahren unter Zurücklassung eines einzigen Kindes, einer Tochter, gestorben sei. Diese Tochter habe inzwischen Danzig verlassen. Ihr neuer Wohnsitz sei unbekannt. Weitere Verwandte besitze der verstorbene Minenbesitzer offenbar nicht, meinte der Beamte, mit dem der Detektiv verhandelte.

Schaper bedankte sich für die freundliche Auskunft und wollte schon das Büro verlassen, als der gefällige Herr ihn nochmals heranwinkte.

„Sie sind jetzt der zweite, der sich nach der Familie Wendel erkundigt“, sagte er mit schlaudem Augenzwinkern. „Das hängt wohl mit dem Aufruf zusammen, der in den Zeitungen stand, nicht wahr?“

„Der Zweite?“ meinte Schaper mit schnell erwachtem Argwohn. „Ich weiß nur, daß der Bevollmächtigte jenes Albert Wendel hier in Danzig telegrafisch nach Verwandten des Verstorbenen angefragt hat.“

„Bestern war schon ein Herr hier“, erklärte der Beamte wichtig. „Er fragte genau dasselbe wie Sie. Nur legitimiert hat er sich nicht. Er sagte, er sei ein Freund des Minenbesizers. — Nicht wahr, Herr Schaper, hier spielt wohl eine Erbschaft mit? In dem Aufruf stand ja nichts davon. Aber — man kombiniert sich doch so allerlei zusammen.“

„Ich vermag Ihnen über diesen Punkt nichts Bestimmtes anzugeben“, erwiderte der Detektiv vorsichtig. „Ich habe nur den Auftrag erhalten in der Form, wie ich es Ihnen mitteilte, d. h. ich soll feststellen, wer noch von der Familie Wendel lebt. Alles andere geht mich auch nichts an.“

Eine Viertelstunde später schickte Friß Schaper dem Vorsteher des Standesamtes seine Karte hinein. Er wurde sofort vorgelassen. Und hier bekam er schon genaueren Aufschluß.

Der Holzkaufmann Markus Albert Erich Wendel hatte zwei Söhne gehabt. Der Ältere, Albert Erich Wendel, war unvermählt geblieben. Der Jüngere, Markus Gottlieb Wendel, hatte sich im Jahre 1892 verheiratet. Aus dieser Ehe war nur eine Tochter entsprossen, die am 2. Februar 1893 geborene Charlotte Marie Gertrud Wendel. Markus Wendel jun. hatte zuletzt Breitgasse Nr. 14 gewohnt und war dort auch verstorben.

Schaper notierte sich all dies genau. Dann wandte er sich noch mit einer letzter Frage an den Standesbeamten.

„War gestern vielleicht schon ein Herr hier, der sich ebenfalls nach der Familie, die mich so sehr interessiert, erkundigte?“

„Allerdings. Der Betreffende stellte sich als alter Freund des Minenbesizers vor und erklärte, er wolle den Angehörigen des Verbliebenen dessen letzte Grüße übermitteln.“

Schaper war über diese Antwort nicht weiter erstaunt. Er hatte sie eigentlich vorausgesehen. Also verfolgte noch ein anderer Mensch dasselbe Ziel wie er. Wer konnte dies aber sein? Fraglos doch niemand, der von dem Oberingenieur Preatwitt beauftragt war?! — Der Detektiv überlegte. Er mußte klarsehen.

„Würden Sie so liebenswürdig sein und mir den Herrn beschreiben“, bat er den Beamten.

„Aber gern, Herr Schaper“, beeilte sich der Standesbeamte zu erwidern. „Der Betreffende

war etwa fünfunddreißig Jahre alt, hatte ein frisches, gebräuntes Gesicht, kleines dunkelblondes Bärtchen und noch dunkleres, gescheiteltes Haar, schmale, feingeformte Nase — und das fiel mir auf — selten schmale, zarte Hände.“

„Irgend ein besonderes Kennzeichen merkten Sie nicht?“ forschte Schaper weiter, indem er alles in sein Notizbüchlein eintrug.

Der Befragte zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht, ob's Ihnen wichtig erscheint, Herr Schaper. Jedenfalls hatte der Herr auf dem — ja, es war der linke — also auf dem linken Eckzahn eine Goldkrone, die beim Sprechen deutlich sichtbar wird.“ —

Der Detektiv winkte, als er sich wieder auf der Straße befand, ein gerade vorüberfahrendes Auto heran und rief dem Schofför die Adresse zu, die er vorhin von dem Standesbeamten gehört und sich notiert hatte.

Das Haus Breitgasse Nr. 14 war eines jener alten, schmalen Häuser, deren eigenartiger Baustil in der Architektur direkt mit „Danziger Patrizier-Form“ bezeichnet wird.

Der Besitzer, ein pensionierter Steuerrat, bewohnte die Hochparterre-Gelegenheit. Friß Schaper hatte Glück. Der alte Herr, ein redseliger Junggeselle, war zu Hause. Auch ihm gegenüber wies sich der Detektiv durch seine Papiere aus, worauf der Steuerrat ihn höflich zum Platznehmen einlud.

„Dürfte ich einige Fragen an Sie richten, Herr Rat?“ begann Schaper die Unterredung.

„Bitte. Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.“

„Wie lange sind Sie schon Besitzer dieses Hauses?“

„Seit achtzehn Jahren.“

Schaper atmete auf. Hier befand er sich also an der richtigen Quelle. Mit wenigen Worten brachte er sein Anliegen vor.

Der alte Herr nickte freundlich.

„Was ich weiß, sollen Sie erfahren. — Die Wendels sind eine alteingesessene Danziger Familie und waren früher mit die reichsten der Danziger Patrizier-Geschlechter. Vielleicht ist Ihnen das in die Mauer eingelassene Schild über der Haustür in die Augen gefallen. Es ist ein Wappen, das der Familie Wendel, die als eine der wenigen Danziger Familien zur Führung eines solchen berechtigt ist. Mit Markus Wendel, dem Vater der „feindlichen Brüder“, — Sie werden bald verstehen, weshalb ich den Ausdruck gebrauche, — begann der Niedergang des Geschlechts. Die Wendels bewohnten damals noch dieses ganze Haus. Ihre Gastfreundschaft war berühmt, nicht minder ihre an Verschwendungssucht grenzende üppige Lebensweise. Mit einem Wort: Das Holzgeschäft, das bis dahin glänzend gegangen war, verkrachte plötzlich, und die Wendels standen buchstäblich vor dem Nichts. Hätten nicht gute Freunde sie unterstützt, so wären sie ganz untergegangen, obwohl die beiden erwachsenen Söhne den Eltern nach Möglichkeit halfen. Denn die beiden alten Wendels überlebten den

Schicksalsschlag nicht lange. Es kann so um das Jahr 1890 gewesen sein, als sie kurz hintereinander starben.

Ich muß an dieser Stelle nachholen, daß die beiden Brüder, die nicht sehr gut miteinander standen, in demselben Geschäft, einer Zuckerexportfirma, tätig waren. Wie es leider schon öfter geschehen ist, wollte es ein unglücklicher Zufall, daß sie sich bald nach dem Tode der Eltern in dasselbe junge Mädchen verliebten, eine ziemlich begüterte Waise, die jedoch lange schwankte, wem von ihren beiden so nahe verwandten Verehrern sie den Vorzug geben sollte. Da passierte plötzlich eine Geschichte, die wohl nie völlig aufgeklärt werden wird, zumal inzwischen mehr denn zwanzig Jahre verstrichen sind. Bei der Zuckerefirma, die die Brüder als Korrespondenten beschäftigte, wurde eines Tages eine größere Geldsumme aus dem zufällig offenstehenden Geldschrank gestohlen. Der Verdacht der Täterschaft lenkte sich auf den Älteren, auf Albert Wendel. Er wurde verhaftet, mußte aber bald wieder aus Mangel an Beweisen freigelassen werden. Albert Wendel zog aus diesen Ereignissen die einzig richtige Konsequenz, als er merkte, daß alle Welt ihm aus dem Wege ging: er wanderte aus. Lange Jahre hat niemand etwas von ihm gehört. Erst durch den Aufruf in den Zeitungen erfuhren die Danziger, daß ihr Landsmann nach Südafrika gegangen war. — Vor der Abreise des älteren Wendel soll es zwischen den Brüdern zu einer erregten Aussprache, beinahe zu Tätlichkeiten, ge-

kommen sein. Es wird erzählt, Albert habe seinem Bruder Markus geradezu vorgeworfen, selbst den Diebstahl begangen und nur deswegen den Verdacht auf ihn gelenkt zu haben, um ihm das Herz des von beiden umworbenen Mädchens abspenstig zu machen.“

„Eine Zwischenfrage, Herr Steuerrat“, unterbrach der Detektiv den liebenwürdigen Alten. „Hat diese Aussage denn einen Zeugen gehabt?“

„Bestimmt weiß ich das nicht. Die Wendels hatten eine Haushälterin, und die soll die Streitenden, als der Lärm ihr zu groß wurde, getrennt und — vorher wohl so ein wenig gelauscht haben.“

„Lebt die Frau noch?“ meinte Schaper interessiert.

„Ja. Im städtischen Altenheim. Sie ist inzwischen ein steinaltes Mütterchen geworden, dabei aber geistig und körperlich noch recht rüstig. Frau Helene Anton heißt sie. Ich kenne sie persönlich, da ich ja von dem jüngeren Wendel nachher dieses Haus kaufte und sie ihm damals die Wirtschaft führte.“

„Danke, Herr Steuerrat. Das Weitere reime ich mir schon selbst zusammen. Markus Wendel heiratete die junge Dame, und beider Kind ist Charlotte Wendel.“

Der alte Herr lächelte. „Na, so alles wissen Sie doch noch nicht, Herr Schaper. Ueber Markus Wendel ist nämlich noch so manches zu berichten.“

„Die jungen Eheleute, hauptsächlich aber wohl der Ehemann, gefielen sich nicht mehr in diesem alten Hause“, begann er wieder. „Sie zogen nach Neugarten in einen der modernen Prachtbauten, während ich das Wendelsche Palais, wie die Danziger es großartig nennen, erwarb. Die Ehe war keine glückliche. Bald drang so allerlei an die Oeffentlichkeit, was auf den jüngeren Wendel kein gutes Licht warf. Er spielte, trieb sich in allerlei fragwürdigen Lokalen die Nächte über umher und — brachte es fertig, daß er nach zehn Jahren nicht nur das Vermögen seiner Frau vergeudete, sondern auch seine Anstellung verloren hatte und nun als von allen früheren Bekannten nach Möglichkeit gemiedener Versicherungsagent kärglich sein Leben fristen mußte. Bald nach diesem pekuniären Zusammenbruch starb seine Frau, und er blieb mit seinem damals zwölfjährigen Töchterchen allein zurück. Vielleicht über sein verfehltes Dasein gewöhnte er sich nur allzu schnell das Trinken an. Trotzdem arbeitete er mit bewundernswerter Energie weiter. Als er dann fünf Jahre später starb, hinterließ er seinem Kinde wenigstens so viel, daß Charlotte Wendel, ein selten hübsches, fluges Mädchen, ihre Studien wieder fortsetzen und das Lehrerinnenexamen machen konnte. Darauf verschwand sie aus Danzig. Wohin, weiß niemand. Jedenfalls dürfte sie aber den Namen Wendel abgelegt haben. Sonst hätte die Polizei, die nach ihrem Verbleib eifrig geforscht hat, sie auffinden müssen.“

Schaper waren gerade die letzten Sätze besonders interessant.

„Daß sie den Namen ihres Vaters nicht mehr führt, ist trotzdem wohl nur eine Vermutung, Herr Steuerrat“, meinte er mit einem forschenden Blick auf den alten Herrn.

Dieser rückte verlegen sein Sammetkappchen zurecht.

„Ich spreche über diese Sache nicht gern“, sagte er zögernd. „Wenn ich wüßte, daß ich der jungen Dame durch eine kleine Indiskretion nützen könnte, würde ich sie ja schon auf mich nehmen.“

„Sie nützen ihr bestimmt“, erklärte Schaper ernst. „Mein Wort zum Pfandel!“

„Hm, das hat der Herr, der gestern bei mir war, auch gesagt. Und hinterher hat mir meine Offenheit doch leidgetan —“

Der Detektiv horchte auf. — Wieder der andere, der ihm zuborgekommen war! Wer in aller Welt konnte dieser Mensch nur sein?! Und — welche Zwecke verfolgte er?! Dieser Sache auf den Grund zu gehen, hielt Friß Schaper für seine Pflicht.

Und so wandte er sich denn in freundlich überredendem Ton an den Steuerrat, der mißmutig vor sich hinschaute.

„Das, was Sie einem Manne, der sich bei Ihnen nur als Freund des verstorbenen Albert Wendel eingeführt hat, erzählt haben, können Sie mir, der Ihnen seine Legitimationen vorwies, doch erst recht anvertrauen. — Offenheit gegen

Offenheit, Herr Rat. Charlotte Wendel winkt eine Millionenerbschaft. Das ist der Kernpunkt dieser Angelegenheit. Nur muß ich um Ihre strengste Verschwiegenheit bitten.“

Der alte Herr lächelte zufrieden.

„Nun denn: Die Wahrheit ist, daß das junge Mädchen der Frau Anton, ihrer ehemaligen Amme und späteren Vertrauten, kurz vor ihrem Verschwinden aus Danzig erzählt hat, daß ihr Vater ihr auf dem Sterbebett ein Geheimnis gebeichtet hat, welches so furchtbar gewesen sei, daß sie den mit so traurigen Erinnerungen zusammenhängenden Namen für alle Zeit von sich werfen wolle und in der Fremde unerkannt sich ein neues Leben aufzubauen gedenke.“

Schaper schloß in scharfem Nachdenken halb die Augen. Er wußte, was Markus Wendel seinem Kinde gebeichtet hatte. Der Schuldige war also tatsächlich nicht der ältere, sondern der jüngere der Brüder gewesen.

„Herr Rat, das, was Sie mir soeben mitteilten, hat Ihnen die alte Frau berichtet, nicht wahr?“ fragte er jetzt.

„Ja. Und ich glaube kaum, daß bisher noch ein dritter davon wußte. Die Anton ist mir zu Dank verpflichtet. Ich habe ihr den Platz im Altenheim besorgt, als es ihr sehr schlecht ging.“

„Den jetzigen Namen oder den neuen Aufenthaltsort Charlotte Wendels kennen Sie nicht?“ Der Detektiv beobachtete bei dieser Frage genau das Gesicht des vor ihm Sitzenden.

„Nein, wirklich nicht. Möglich, daß die Anton Bescheid weiß. Es ist aber schwer etwas aus ihr herauszulocken, wenn sie nicht sprechen will.“

Schaper verabschiedete sich. Der Steuerrat geleitete ihn noch bis in den Flur hinaus, wo sich die Herren mit freundlichem Händedruck trennten.

5. Kapitel.

Zum ersten Mal in Gauben.

Eine ganze Stunde hatte sich der Detektiv mit der alten Frau in der guten Stube des Vorstehers des Altenheims unterhalten. Diese Unterredung war wieder einmal eine von denen gewesen, bei der Fritz Schaper mit allen Mitteln seines scharfen Verstandes gekämpft hatte. Daß die Greisin tatsächlich geistig noch vollkommen frisch war, merkte er bereits nach den ersten Antworten, die sie ihm mit größter Zurückhaltung und recht unfreundlich gab.

Sie wisse nichts, gar nichts — dabei blieb sie.

Da hatte der Detektiv andere Saiten aufgezogen. Er fühlte geradezu, daß die Alte, die sich weinerlich immer wieder auf ihr schwaches

Gedächtnis berief, von irgend einer Seite beeinflusst war. Sofort hatte er an den Herrn gedacht, dessen Spuren er schon an allen in Betracht kommenden Stellen begegnet war. Und daher sagte er der Greisin dann sehr energisch auf den Kopf zu, daß der Herr, der gestern bei ihr gewesen sei, sie durch ein Geldgeschenk zum Schweigen verpflichtet habe.

Die Anton spielte recht geschickt die Erstaunte. Es wäre niemand zu ihr gekommen, alles wäre Unsinn. — Worauf Schaper zu dem Vorsteher ging, der dann auch bestätigte, daß am Tage vorher kurz nach dem Mittagessen ein Fremder ebenfalls eine längere Unterredung mit der Anton gehabt habe.

Als der Detektiv dann der Alten wieder gegenübertrat und ihre Lüge nachwies, bekam es die Greisin mit der Angst zu tun.

Sie gab alles zu. Der fremde Herr hätte ihr zwanzig Mark geschenkt unter der Bedingung, daß sie seinen Besuch möglichst verheimliche. Und wie ihr Schaper nun sozusagen als Pflaster für die eben ausgestandene Angst noch ein Goldstück in die Hand drückte, da hatte er in wenigen Sekunden auch das Letzte erfahren, was er wissen wollte.

Charlotte Wendel, die Millionenerbin, befand sich seit zwei Jahren als Erzieherin bei einer Familie in München unter dem Namen... Rita Meinas. Straße und Hausnummer konnte die Greisin jedoch nicht angeben, da das junge

Mädchen ihrer Vertrauten in der Zwischenzeit nur einmal geschrieben und ihr in dem Briefe aufs strengste anbefohlen hatte, diesen sofort zu verbrennen, was die treue Person auch pflichtschuldigst getan hatte, ohne sich die Adresse irgendwie zu merken.

Diese Angaben hatten so sehr den Stempel der Wahrheit getragen, daß Friß Schaper an ihrer Richtigkeit auch nicht einen Moment zweifelte.

Fraglos wäre er noch befriedigter von der jetzt wieder ganz vergnügten Alten geschieden, wenn nicht eben auch... der andere, dieser Fremde mit den Frauenhänden und der goldenen Zahnkrone, dieselben Erfolge bei seinen Nachforschungen gehabt hätte wie er selbst. — —

Von dem Altenheim begab sich Schaper ungehindert nach der Post und ließ folgendes Telegramm an seinen Bürochef Lemke befördern.

„Hiller sofort nach München. Rita Meinas Erzieherin bei Familie feststellen und sperren. Auf mein Eintreffen warten. Nachricht Hauptpost.“

„Sperren“ war ein bei dem Detektivinstitut Argus eingeführtes Geheimwort und bedeutete: Lebensweise, Verkehr, Gewohnheiten des Betreffenden feststellen und ihn nicht aus den Augen lassen. —

In aller Behaglichkeit nahm Schaper hierauf in dem berühmten Danziger Ratskeller eine

reichliche Mahlzeit ein. Der Personenzug nach Stolp in Pommern, der auch in Sauben hielt, ging ja erst um drei Uhr nachmittags ab.

Gegen 7 Uhr abends traf der Bummelzug in dem Städtchen ein. Dieses lag, wie der Detektiv schon unterwegs von einem Mitreisenden erfahren hatte, beinahe zwei Kilometer vom Bahnhof entfernt, so daß Schaper kurz entschlossen den einzigen Hotelwagen benutzte. Sehr zu des Kutschers Erstaunen kletterte er jedoch nicht in das Innere des schon recht klapperigen Marterkastens, sondern suchte sich den lustigeren Platz neben dem Kosselenker aus.

„Den köstlichen Augustabend genieße ich lieber in der freien Luft als in Ihrer stickigen Glaskutsche“, sagte er freundlich zu dem biederen Pommern, indem er ihm aus seiner Zigarrentasche drei Exemplare „mit Binden“ hinreichte.

Bald befanden sich die beiden auf dem Boock in recht lebhafter Unterhaltung. Und als der Wagen vor dem sauberen Hotel „Zu den drei Kronen“ hielt, hatte Schaper aus dem harmlosen Menschen alles hervorgeholt, was dieser nur über die Mönchsabtei und ihre Bewohner wußte.

Eine Stunde später machte sich der Detektiv, der sich in das Fremdenbuch als Franz Schneider, Güteragent, Berlin eingetragen hatte, auf den Weg zu dem Kaufmann Wernicke, dessen Kolonialwarengeschäft sich gerade gegenüber am Markt befand.

Ernst Wernicke saß mit seiner besseren Hälfte in dem Vorgärtchen auf der weißgestrichenen Bank.

Nachdem er den Gast in sein Privatkontor geleitet und zum Platznehmen aufgefordert hatte, hielt es Schaper für angebracht, sein Inkognito zu lüften.

„Ich habe Sie eben ein bißchen angeschwindelt, Herr Wernicke“, meinte er gemütlich. „Ich bin nämlich alles andere als Güteragent und heiße auch nicht Franz Schneider. Mein wahrer Name ist Fritz Schaper, Privatdetektiv, Berlin.“

Der Kaufmann riß ordentlich die wässerigen Augen auf. Dann kam ihm die Sache aber anscheinend äußerst spaßig vor und er lachte, daß ihm ordentlich die Weste wackelte.

„Ne, können Sie aber schwindeln, Herr Schaper... Ich hätte meinen Kopf gewettet, daß Sie so ein Berliner Landräuber sind, wie wir die Agenten hier nennen. Sie erzählen ja auch gleich große Geschichten von Ihren Absichten auf größere Terrains... Ne, so was..!“

„Das geschah alles nur Ihrer Frau Gemahlin wegen, Herr Wernicke. Hier darf nämlich niemand meinen Beruf ahnen, — ich sage niemand, auch Ihre Gattin nicht! Verstehen Sie mich..?“

„Freilich, Herr Schaper. Auf mich können Sie sich in dieser Beziehung wirklich verlassen.“

Der Detektiv nickte dem Kaufmann freundlich zu.

„Ich sehe, wir verstehen uns, Herr Wernicke. Und nun an die Arbeit. Wie verhält sich die Sache nun eigentlich mit diesem famosen grauen Gespenst..?“

Der Kaufmann hob warnend die Hand.

„Sie sollen nicht spotten..!“ sagte er ernst. „Die Geschichte ist wirklich mehr als unerklärlich. Wenn ich die Erscheinung nicht selbst gesehen hätte, so würde ich auch darüber lachen. So aber...“

Schaper hatte schon eine ironische Bemerkung auf der Zunge, unterdrückte sie aber noch im letzten Moment. Statt dessen sagte er:

„Der Bericht, den Ihr Mieter Herr Müller mir eingeschickt hat, ist recht unvollständig. — Ist das Gespenst z. B. erst nach dem Einzuge des Privatgelehrten in die Mönchsabtei aufgetaucht oder schon vordem gesehen worden?“

„Am besten, ich erzähle Ihnen im Zusammenhang, was ich darüber weiß, Herr Schaper. — Ich kaufte das alte Klostergrundstück vor sechs Jahren. Daß die Leute schon immer erzählten, daß es dort umgehe, störte mich nicht. Schon als Kind — ich bin geborenen Gaubener — kannte ich die Geschichte des Abtes, der in seinem Grabe in der Lebensbaumallee keine Ruhe finden soll und von Zeit zu Zeit zu nächtlicher Stunde, gehüllt in ein graues, schleppendes Gewand, durch den Garten wandelt.

Als Herr Müller dann vor etwa einem halben Jahre nach Gauben kam, sagte ich ihm ehrlich

die Wahrheit, weswegen das alte Gebäude bisher leer gestanden habe. Er lächelte sehr überlegen und ... zog ein. Bald darauf ließ er mich durch seinen Diener nach der Abtei bitten und erzählte mir, auf welche Weise er sich überzeugt habe, daß das Gespenst wirklich vorhanden sei.“

„Das hat er mir geschrieben“, unterbrach Schaper ihn hier. „Bitte, schildern Sie mir nun, was Sie selbst gesehen haben.“

„Ja — ich habe die Erscheinung geschaut. Auf meine Augen kann ich mich verlassen“, meinte Wernicke mit Nachdruck. „Ich hatte mit Herrn Müller verabredet, daß ich gelegentlich zu ihm kommen wolle, damit wir gemeinsam im Garten aufpassen könnten. Es war am 28. Mai. Das Datum werde ich so leicht nicht vergessen. Gegen 9 Uhr abends wanderte ich nach der Abtei hinaus. Ich traf es insofern schlecht an, als der Diener Hartung mit einem Erkältungsfieber zu Bett lag. Der Kranke, den ich ebenfalls begrüßen ging, wollte nun durchaus aufstehen, um sich bei der Wache beteiligen zu können. Aber Müller ließ das nicht zu. Und so mußten wir beide allein in der finsternen Nacht in den großen Garten hinabschleichen. Wir setzten uns im Schatten einer Linde mit weitüberhängenden Ästen auf eine Bank und warteten. Nach einer Stunde etwa — es mag gegen elf Uhr gewesen sein — packte Müller plötzlich meinen Arm und flüsterte ganz heiser... „da... da...“ — — der Mond war gerade von Wolken entblößt, und in dieser Dämmerung erblickte ich ganz deutlich eine hohe Ge-

stalt, die beinahe feierlich langsam auf die Kapelle zuschritt.“

„Danke. Das übrige hat mir Ihr Mieter genau mitgeteilt. Die Azethlen-Laterne verlöschte plötzlich, Müller stand wie festgebannt und der Geist verschwand in der Kapelle. — Und was taten Sie währenddessen, Herr Wernicke?“

„Ich... ich saß an allen Gliedern zitternd auf der Bank, vermochte mich nicht zu rühren, war wie gelähmt“, stotterte der dicke Herr, „und hätte nimmer gewagt, der Erscheinung gegenüberzutreten, wie Herr Müller dies riskierte“, fügte er ehrlich hinzu.

Friß Schaper strich sich nachdenklich über das Kinn. Und erst nach einer geraumen Weile fragte er...

„Herr Müller hat Ihnen wohl mitgeteilt, daß ich den Fall hier übernehmen will?“

„Ja. Gestern schickte er Hartung zu mir. Er selbst ist nämlich krank.“

„Krank? Seit wann denn?“

„Seit fünf Tagen, soweit ich mich erinnere. Gesichtsreizen und Sicht, sagte Hartung.“

Wieder schaute der Detektiv grübelnd vor sich hin...

„Haben Sie den Geist noch ein zweites Mal gesehen, Herr Wernicke?“ fragte er darauf.

„Nein. Verspüre auch keine Lust dazu. Ich war froh, als ich wieder daheim in meinem Bett lag.“

Schaper erhob sich. „Dann will ich nicht weiter stören. Grüßen Sie bitte Herrn Müller von mir. Leider muß ich morgen früh schon weiterreisen. Aber in einigen Tagen komme ich wieder her.“

Wernicke machte ein sehr enttäuschtes Gesicht.

„Ich hoffte, Sie würden die Sache nun sofort aufklären“, meinte er.

„Seht beim besten Willen nicht. Ich muß zunächst eine andere sehr dringende Sache erledigen.“

„Und Sie kommen wirklich wieder?“

Schaper lachte. „Denken Sie etwa, ich fürchte das graue Gespenst..? Nein, bester Herr Wernicke! Ich bin schon mit anderen, gefährlicheren Geistern fertig geworden. — Auf Wiedersehen also..!“

Wenn der Kaufmann aber gedacht hatte, daß der Detektiv jetzt behaglich in den „Drei Kronen“ einen Abendschoppen trinken würde, so täuschte er sich gründlich. Nur dazu, um mit Herrn Ernst Wernicke eine Stunde zu verplaudern, war Schaper wahrlich nicht nach Sauben gekommen. Im Gegenteil. Keine zwei Stunden später, nachdem es völlig dunkel geworden war, schwang sich eine schlanke Gestalt über die hohe, verwitterte Mauer der Mönchsabtei in den Garten hinab und schlich lautlos auf das Gebäude zu, durch dessen Fensterladen nur im Erdgeschoß ein einzelner schmaler Lichtstreif zu sehen war.

Daß der Privatgelehrte Müller sich keine

Hunde hielt, hatte Schaper schon von dem Hotelkutscher erfahren. Mithin konnte er sich ziemlich frei bewegen. Er gedachte das Terrain zunächst einmal allein zu besichtigen. Denn daß hier bei dieser Gespenstergeschichte irgend ein grober Schwindel vorlag, dessen war er gewiß. Damals, als er den Brief des Privatgelehrten sorgfältig gelesen hatte, tauchte sofort der ziemlich naheliegende Verdacht in ihm auf, daß Müller mit Hilfe seines Dieners den Geisterbeschwörer spielte. Diese Annahme glaubte er jetzt aber wieder verwerfen zu müssen. Wernicke hatte ihm ja bestätigt, daß das graue Gespenst schon vor dem Einzuge des Privatgelehrten beobachtet worden war. Und genau dasselbe hatte er auch von dem Hotelkutscher gehört. Der Spuk war mithin älter. Doch — wozu wurde er überhaupt in Szene gesetzt? Der, der hier den Geist zeitweise so vortrefflich mimte, mußte damit doch irgend einen bestimmten Zweck verfolgen! Nur um seine Mitmenschen zu narren würde sich doch kein Mensch der nicht unbeträchtlichen Gefahr aussetzen, einmal gefaßt und zum mindesten weidlich verprügelt, wenn nicht gar wegen groben Anstufs angezeigt zu werden...? Nein, hier spielten sicher noch andere Dinge mit. Suchte man Wernicke die Mönchsabtei vielleicht absichtlich zu verleiden, damit er sie ganz billig weiterveräußere? — Jedenfalls hatte der Detektiv sich vorläufig noch keine abschließende Meinung über diese Angelegenheit bilden können. Möglicherweise brachte ihm dieser nächtliche Ausflug bereits die nötigen Aufschlüsse. — —

Beinahe zwei Stunden vergingen, bevor Fris Schaper wieder auf der Gartenmauer auftauchte und langsam den Rückweg nach der Stadt einschlug.

Vormittags mit dem D-Zug, dem er mit dem Bummelzug bis Stolp entgegengefahren war, setzte er seine Reise fort. Um vier Uhr traf er auf dem Stettiner Bahnhof in Berlin ein, und drei Stunden später saß er schon wieder in einem Schlafwagenabteil und rollte der Hauptstadt des Bayernlandes entgegen.

6. Kapitel.

Zwei Briefe und zwei Enttäuschungen.

Der Briefträger, der die Aspernstraße in München zu besorgen hatte, wunderte sich nicht wenig, daß heute wirklich einmal ein Brief für das hübsche Fräulein mit unter den Postfachen war, welches in Nr. 19 bei der freundlichen Frau Deprouval als Erzieherin nun schon seit Jahren wirkte, ohne daß jemals auch nur ein einziges Schreiben, keine Postkarte, — einfach nichts gar nichts, an das liebreizende Persönchen zu bestellen gewesen wäre.

Der biedere Beamte klingelte jetzt bei Frau Deprouval, die in der ersten Etage zur linken Hand eine elegante Vierzimmertwohnung innehatte.

Dem öffnenden Mädchen bedeutete er dann, daß für Fräulein Rita Meinas ein Einschreibebrief da sei und daß die junge Dame den Empfang bestätigen müsse.

Ritas Augen weiteten sich vor Schreck, als

das Mädchen ihr die Bestellung ausrichtete und hinzufügte, der Briefträger warte im Flur.

Und dann saß sie in ihrem Stübchen mit den freundlichen hellen Möbeln und starrte nur immer auf den großen Briefumschlag aus starkem Papier, der ihre Adresse trug... Ein Irrtum war ausgeschlossen. Da stand es klar und deutlich — „Rita Meinas bei Frau Deprouval, München, Aspernstraße 19, 1. Etage.“... Wer — konnte nur an sie geschrieben haben, an sie, die alle Beziehungen zu der Vergangenheit abgebrochen, die keine Freunde besaß, die nur auf den Verkehr mit ihres Zöglings Mutter, der gültigen Frau Deprouval, angewiesen war?...

Endlich raffte sie sich auf. Vorsichtig schnitt sie den Umschlag heraus. Außerdem enthielt der Brief auch noch eine Anzahl von Zeitungsausschnitten, — auffällig gedruckten Annoncen anscheinend. Unwillkürlich nahm sie eine von diesen zunächst zur Hand und überflog sie...

Staunen, ungläubige Verwunderung malte sich in ihren Zügen. Noch immer hingen ihre Blicke auf der Druckschrift, besonders auf den Worten „Albert Erich Wendel“.

Und dann griff sie hastig nach dem Schreiben selbst. Dieses zeigte in der linken Ecke einen Aufdruck in englischer Sprache, wodurch der Brief als eine Mitteilung des Generalkonsulats Englands in Berlin legitimiert wurde. Oben in der Mitte stand außerdem links von dem Absenderort und dem Datum das Wort „Geheimabteilung“. — Das Schreiben lautete folgendermaßen:

„Vor längerer Zeit, etwa zwei Monaten, hatte das hiesige englische Generalkonsulat von dem in Kimberley lebenden früheren preussischen, nunmehr englischen Untertan, dem Minenbesitzer Albert Erich Wendel, aus Danzig stammend, den Auftrag erhalten, nach etwaigen Verwandten forschen zu lassen. Daraufhin wurde, nachdem die Erkundigungen in der Vaterstadt des Albert Wendel ergebnislos ausgefallen waren, in eine ganze Anzahl deutscher Zeitungen ein Aufruf eingerückt, dessen Inhalt Sie aus den beigefügten Ausschnitten ersehen. Niemand meldete sich. Nunmehr wurde nochmals in Danzig versucht, den jetzigen Aufenthalt der einzigen hier in Betracht kommenden Person, des Fräulein Charlotte Wendel, in Erfahrung zu bringen. Endlich glückte dies. Inzwischen ist der zu großem Vermögen gelangte Albert Erich Wendel, getrieben von der Sehnsucht nach der Heimat, selbst nach Deutschland gekommen, um die einzige Verwandte, die er besitzt und seine Erbin werden soll, in die Arme zu schließen. Leider erkrankte er kurz nach seiner Ankunft schwer und mußte in ein Sanatorium gebracht werden. Sein Wunsch ist nun, Sie recht bald bei sich zu sehen.“

So lautete der Inhalt der ersten Seite.

Als Rita jetzt das Blatt umschlug, fielen ihre Blicke sofort auf einen Hundertmarkschein, der durch zwei überklebte Papierstreifen auf der dritten Seite festgehalten wurde.

Mit atemloser Spannung beendete sie ihre Lektüre dann.

„Wir können Ihnen in Hinblick auf die Millionenerbschaft, die Ihrer wartet, nur raten, sofort, d. h. womöglich schon mit einem der nächsten Züge, nach Berlin zu kommen, zumal wir Ihnen nicht verhehlen wollen, daß es Ihrem Oheim nicht allzubest geht. Zu Ihrer Bequemlichkeit geben wir Ihnen als Nachtrag die betreffenden Schnellzüge an und fügen als Bevollmächtigte Albert Wendels einhundert Mark für Reisekosten usw. bei. Den Zug, den Sie benutzen werden, wollen Sie an Mr. Thomas Morrison, Berlin, Bellevuestraße 8, 2. Etage telegrafisch melden, damit Sie vom Bahnhof abgeholt werden können. Um Ihrem Oheim den Ernst seiner Erkrankung zu verheimlichen, werden wir Ihnen noch hier in Berlin Verhaltensmaßregeln mitteilen.

Von dem Inhalt dieses Schreibens lassen Sie am besten niemanden oder doch nur völlig vertrauenswürdige Personen etwas wissen. Es sind nämlich allerlei Machenschaften im Gange, die Ihnen die Erbschaft entreißen sollen. Ebenso verhalten Sie sich auf der Reise recht vorsichtig. Alles Nähere erfahren Sie mündlich. Bringen Sie sämtliche Papiere mit, die zu Ihrer Legitimierung dienen können.

Th. Morrison,

Erster Sekretär der Geheimabteilung.“

Wenige Minuten später stand Rita Meinas — oder besser Charlotte Wendel, wie wir das junge Mädchen jetzt nennen wollen, Frau Käti Deprouval gegenüber.

Diese saß mit von Weinen geröteten Augen in der von Blumen aller Art bestellten Fenster-
ecke ihres kleinen Salons. In ihrem Schoß lag ein Brief, dessen Schrift die niederfallenden Tränen-
tropfen hie und da halb verlöscht hatten.

Charlotte Wendel entging dies alles in ihrer großen Aufregung. Erst stockend, dann fließender beichtete sie dieser Frau, die ihr mehr Freundin als Brotherrin war, das Geheimnis ihres Lebens, sprach von ihrer Familie, von dem Tode ihres Vaters, von dessen Geständnis auf dem Sterbebett und schließlich auch von ihrem Entschluß, ihren Namen zu wechseln und fortan den einer ihr selbst unbekanntem Rita Meinas zu führen, deren Papiere sie im Schreibtisch ihres Vaters gefunden hatte. Und dann zeigte sie der erstaunt zuhörenden Frau Deprouval den heute erhaltenen Brief und gab ihn ihr zu lesen.

„Sie sehen“, sagte sie in ihrer schlichten Art, „daß ich unbegrenztes Vertrauen nicht nur in Ihre Großherzigkeit habe, die es mir nicht nachtragen wird, daß ich unter einem angenommenen Namen in Ihr Haus gekommen bin, sondern auch in Ihre Verschwiegenheit, die ich vorläufig in dieser seltsamen Erbschaftsgeschichte bewahrt sehen möchte.“

Frau Käti schloß das junge Mädchen liebevoll in ihre Arme.

„Sie kennen mich, liebe Rita — nein, jetzt muß ich wohl Charlotte sagen —. Wie sollte ich Ihnen wohl etwas verargen, das ich vollständig begreife. Und meiner Diskretion sind Sie ebenso sicher. — Was gedenken Sie nun zu tun, Liebste?“ fügte sie hinzu.

„Das, was meine Pflicht ist. Mein Vater hat seinem Bruder manch trübe Stunde bereitet, hat ihn eigentlich aus der Heimat vertrieben. Die Schuld meines Vaters an dem nach Möglichkeit gutzumachen, der mein einziger Verwandter, mein Onkel ist, halte ich für eine selbstverständliche Aufgabe, der ich mich ohne Säumen, unbeeinflusst von den etwaigen pekuniären Vorteilen, unterziehen möchte, — wohlverstanden, falls Sie es mir gestatten sofort abzureisen.“

„Aber natürlich gestatte ich's“, beeilte Frau Deprouval sich zu erwidern. — Und nach kurzer Pause fügte sie etwas verlegen hinzu... „Ich selbst habe ebenfalls die Absicht, München für einige Zeit, vielleicht für immer zu verlassen.“ —

Bereits mit dem Mittagszuge reiste das junge Mädchen nach Berlin ab, nachdem mit ihrer Herrin verabredet worden war, daß diese ihr alles weitere hauptpostlagernd nach der Reichshauptstadt mitteilen solle.

Raum war Frau Deprouval aber vom Bahnhof zurück, wohin sie die ihr persönlich so nahesteheude Erzieherin ihres unglücklichen Kindes geleitet hatte, als sie auch schon mit allem Eifer die Vorbereitungen zu ihrer eigenen Reise traf.

„Wir sollten uns kennen?...“

Fritz Schaper schaute den blonden, schlanken Herrn, der ihn so unvermittelt angesprochen hatte, fragend an.

„Bekannt kommen Sie mir allerdings vor“, meinte er unsicher.

„Ah — jetzt besinne ich mich“, rief der andere erfreut. „Sie sind Fritz Schaper, der berühmte...“

„Pst! Um Himmelswillen, Verehrtester! Possaunen Sie nur nicht noch meinen Beruf in alle Welt aus. — Ich bin in Geschäften hier“, fügte er leise hinzu.

Der blonde Herr nickte verständnisinnig. Und dann sagte er lächelnd...

„Denken Sie bitte mal an unseren gemeinsamen Freund Bert Matra... Gehn Ihnen nun eine Leuchte auf?“

Der Detektiv streckte ihm jetzt die Hand hin.

„Grüß Gott, Herr Berster, Herr Heinz Berster, berühmtester aller modernen Novellendichter! — Sie sehen, ich kenne mich schon aus. — Was treiben Sie denn hier in München? Matra erzählte mir doch letzten, Sie wollten bis zum Herbst in irgend einem kleinen Nordseebade bleiben und fleißig sein...“

Heinz Berster machte ein ganz trübseliges Gesicht.

„Sie wissen —: Wollen und Vollbringen ist manchmal zweierlei. Ich hab's einfach nicht mehr ausgehalten in dem einsamen Nest. Warum —

das erkläre ich Ihnen vielleicht später. Nein, nicht vielleicht..! Bestimmt tue ich's. Denn Sie schickt mir wahrhaftig der Himmel in den Weg. Sie müssen mir jemanden finden helfen, der verschwunden ist.“

Schaper schaute den jungen Schriftsteller daraufhin so merkwürdig an.

„Wohnte die Person, von der Sie eben sprachen, etwa in diesem Hause, vor dessen Tür wir jetzt stehen?“ fragte er interessiert.

„Allerdings. — Wie können Sie das aber wissen, Sie Perle aller Detektivs?“

„Sehr einfach. Ich suche nämlich selbst jemanden in dieser Riesenkaserne. Und da der Portier mir soeben mitgeteilt hat, daß von den Einwohnern in den letzten Tagen nur Frau Deproubal nebst Söhnchen und die Erzieherin des letzten unbekannt wohin verreist sind, war das Kombinieren nicht allzu schwer.“

„Aus dieser Antwort geht hervor und zwar mit tödlicher Sicherheit, daß es eine der beiden Damen ist, auf die Sie es abgesehen haben“, meinte Heinz Gerster eifrig.

„Freilich. — Doch, wir wollen weitergehen. Oder haben Sie in dem Hause noch etwas zu tun?“

„Ja. Warten Sie einen Augenblick. Ich war nämlich schon heute morgen hier, und da sagte mir die Portierfrau, daß ihr Mann einen Brief für mich habe. Den will ich mir jetzt abholen.“

Der junge Schriftsteller kehrte schon nach wenigen Minuten zurück.

„Gott sei Dank. Ich habe den Brief. Ich fürchtete schon, der Mann hätte ihn vielleicht verbummelt.“

Langsam schritten sie die Aspernstraße hinunter und bogen in die Maximilianstraße ein.

Gerster, der seiner Ungeduld nicht länger Herr werden konnte, bat den Detektiv um Entschuldigung, zog den Brief hervor, riß den Umschlag auf und ... zog eine ganze Anzahl Blätter des sogenannten überseeischen Briefpapiers heraus, die eine feste, energische Frauenhand mit ziemlich engen Zeilen bedeckt hatte.

„Nein“, meinte der junge Schriftsteller da, „all das kann ich unmöglich hier auf der Straße überfliegen. Bitte — kommen Sie mit in ein Restaurant. Wir haben ja ohnehin mancherlei zu besprechen.“

In einer Nische des nahen Hoftheater-Restaurants fanden sie ein angenehmes Plätzchen. Und hier las Heinz Gerster wehen Herzens Frau Rätis Brief, während der Detektiv für beide ein Menü nach der Speisekarte zusammenstellte.

Erst nachdem sie gespeist hatten, tauschten sie ihre Erlebnisse aus. Da sie beide das gleiche Interesse hatten, den neuen Aufenthaltsort der Damen, die bisher Aspernstraße Nr. 19 gewohnt hatten, möglichst schnell auszukundschaften, erzählte Fritz Schaper seinem Tischgenossen ohne Scheu alles das, was sich auf den Fall Wendel bezog.

„Leider ist nun mein Angestellter, den ich hier nach München geschickt hatte, um die Woh-

nung Charlotte Wendels festzustellen, genau um zwei Stunden zu spät gekommen. Heute morgen langte ich dann hier mit dem D-Zug an, wurde von meinem Angestellten empfangen und eilte nachher persönlich nach der Aspernstraße, um selbst nochmals mein Glück bei Frau Deproubal zu versuchen. Der Portier aber zuckte bedauernd die Achseln, als ich ihm mitteilte, wen ich aufzusuchen beabsichtigte. Die Dame sei schon gestern abend für längere Zeit mit ihrem Söhnchen und dem Dienstmädchen nach dem Süden gefahren, erklärte er. Und mehr vermochte ich nicht festzustellen, obwohl ich den Mann wie eine Zitrone ausquetschte. — Pech, verwünschtes Pech, lieber Gerster, das wir beide gehabt haben. Und das Schlimmste: Ich ahne, daß der Mensch, der sich vor mir in Danzig so angelegentlich nach Rita Meinas erkundigte, hier seine Hand mit im Spiele hat. Wer weiß, was für eine Teufelei hier angestellt werden soll. Denn — Charlotte Wendel ist eine Millionenerbin und ich habe schon einmal einen Fall zu bearbeiten gehabt, wo Leute nicht vor einem Morde zurückschreckten, um die Erbschaft an sich zu reißen.“

Heinz Gerster hatte mit gespanntester Aufmerksamkeit dem ausführlichen Bericht des Detektivs gelauscht, ohne ihn jedoch auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Jetzt sagte er ganz erregt, indem er auf den vor ihm liegenden Brief Käti Deproubals deutete.. .

„Vielleicht führt dieses Schreiben Sie auf die Spur Charlotte Wendels. Bevor ich es Ihnen

vorlese, hören Sie die Geschichte einer ... unglücklichen Liebe, die in einem holsteinischen Fischerdorfe beginnt, bei der das Scheitern einer Brigg eine Rolle spielt und die nun ... mit einem wehen Akkord ausklingt ... Es kann nicht sein.“

Nachdem Heinz Gerster alles berichtet hatte, was ihm der Aufenthalt an der holsteinischen Küste Heiteres und Trübes gebracht hatte, nahm er den Brief Frau Käts zur Hand:

Lieber Freund!

Vor einer Stunde erhielt ich Ihre Zeilen, die mir Ihre baldige Ankunft hier in München anzeigen. — Heinz Gerster, warum quälen Sie mich so..? Warum sprechen Sie zu mir von Ihrer Liebe, Ihrer Sehnsucht, — zu mir, die Ihnen nie etwas sein darf, ... nie! Warum lieben Sie es nicht bei jenem Abschied bewenden, jenen Minuten, wo wir selbstvergessen mit klopfenden Herzen dicht aneinander lehnten..? Wozu stören Sie meinen schwer erkämpften Herzensfrieden? Hätten Sie doch Erbarmen mit mir gehabt..! Ich gebe es ehrlich zu: Ich bin nicht stark genug, Ihnen nochmals gegenüberzutreten. Deshalb fliehe ich... Und nur eine flehentliche Bitte formen meine Lippen: Vergessen Sie mich, suchen Sie mich nicht! — Ich kann Ihr Weib nie werden. Wirklich — es kann nicht sein! Um Sie hiervon zu überzeugen, sollen Sie meine Lebens- und Leidensgeschichte erfahren. Schon damals in unserem holsteinischen Idyll hatte ich dieselbe für Sie niedergeschrieben. Und doch wagte

ich es nicht, diese Blätter meinen Abschieds-
zeilen beizufügen. Ich fürchtete, daß Sie viel-
leicht den zur Rede stellen könnten, der gewisse
gesetzliche Anrechte auf meine Person besitzt, daß
ein Streit entstehen und Sie vielleicht meinet-
wegen in Angelegenheiten geraten würden. Daß
ich für den, den ich meinen Gatten nennen muß,
nichts empfinde, werden Sie aus gewissen Andeu-
tungen in unserer Unterhaltung herausgehört ha-
ben; auch weshalb unsere Ehe so schnell in Trüm-
mer zusammenbrach und nur noch äußerlich auf-
recht erhalten wurde, dürften Sie ahnen. Heute
werden Sie alles verstehen. Und alles verstehen
heißt hier für Sie... alles entschuldigen, was ich
tue, um Ihnen auszuweichen. Es ist ja doch nichts
anderes, als eine Flucht, diese meine plötzliche
Abreise, — eine Flucht, die mir dadurch erleich-
tert wird, daß Rita Meinas heute gleichfalls
auf eine dringende Nachricht hin nach Berlin ver-
reisen mußte und zwar auf unbestimmte Zeit. —
Soeben habe ich mich, wie mir leider zu spät ein-
fällt, einer kleinen Indiskretion schuldig gemacht.
Ich sollte Ritas Reiseziel nicht verraten. Da-
her — halten auch Sie das eine Wort „Berlin“,
das ich nicht gern unleserlich machen möchte, was
ja wie ein Mangel an Vertrauen aussehen könnte,
geheim.

Und nun, lieber, einziger Freund — leben
Sie wohl! Ich bin mit meiner Kraft zu Ende...

Ihre

Räti Deprouval.

Heinz Gerster griff nach den anderen Blättern, die die Lebensgeschichte dieser vom Schicksal so hart bedrängten Frau enthielten. Aber Friß Schaper unterbrach ihn jetzt mit einer Bemerkung, die er nicht unterdrücken konnte.

„Wie merkwürdig doch der Zufall spielt“, sagte er zufrieden lächelnd. „Dieses eine Wort, lieber Gerster, — dieses absichtslos in den Brief eingestreute... „Berlin“ wird und muß uns auf die Fährte beider Damen führen — ich betone: beider Damen! — Hören Sie jetzt meinen Vorschlag. Das, was Frau Deprouval über ihren Lebensweg berichtet, kann ich nachher im Zuge lesen. Wir wollen keine Minute unbenuzt verstreichen lassen, nachdem wir jetzt wissen, wo wir mit unseren weiteren Nachforschungen mit Aussicht auf baldigen Erfolg beginnen können. Ich habe mir zu 4 Uhr meinen Angestellten, der noch auf dem Bahnhof nach Charlotte Wendel Erkundigungen einziehen sollte, in den Wartesaal zweiter Klasse zur Berichterstattung bestellt. Um 5 Uhr geht ein Luxuszug nach Berlin ab. Wie wär's, wenn wir den benutzen? — Denn jetzt hier in München nach Frau Deprouval suchen, — das könnte uns eine Woche und mehr aufhalten. Sicherer ist, wir sehen zu, Fräulein Wendel zu finden. Haben wir die erst, haben wir auch die andere, da sie doch fraglos in Verbindung miteinander bleiben. Außerdem sage ich Ihnen auch ganz offen: Meine Pflicht ruft mich nach der Reichshauptstadt. — Ich wittere, wie ich schon erwähnte, ein Komplott zum Schaden der

jungen Erbin. Die Sache muß ich erst klarstellen.
— Nun, wie denken Sie darüber, lieber Berster?“

„Einverstanden“, meinte der Schriftsteller
seufzend. „Ohne Ihre Hilfe vermag ich ja doch
nichts auszurichten.“

7. Kapitel.

Die Leidensgeschichte einer Frau.

Der Angestellte des Detektivinstituts hatte über Charlotte Wendel nichts in Erfahrung bringen können. Auf Bersters Bitten hin ließ Schaper jedoch seine Hilfskraft noch vorläufig in der Isarstadt, damit der äußerst gewandte Mensch hier ebenfalls Erkundigungen nach dem Verbleib Frau Deprouvals einziehen könne.

Der Luxuszug, den die beiden Herren benutzten, war, wenigstens was die Raucherabteile anbetraf, nur wenig besetzt. Schaper, der sozusagen auf der Eisenbahn zu Hause war, da sein Beruf ihn ständig von einem Ort zum andern hefte, hatte dem Schaffner durch ein Trinkgeld einen deutlichen Wink gegeben, daß sie gern in ihrem Abteil allein bleiben möchten. Während der

Schriftsteller dann die neuesten Zeitungen durchblätterte, las der Detektiv die engbeschriebenen Seiten, auf denen die Leidensgeschichte eines armen Weibes verzeichnet stand.

Meine Geburtsstadt ist Hamburg. Dort betrieb mein Vater Ferdinand Tomsen ein gutgehendes Kaffee-Engrosgeschäft. Meine Eltern, deren einziges Kind ich blieb, ließen mir eine vorzügliche Erziehung zuteil werden, obwohl sie es mit meinem etwas eigenwilligen Charakter nicht ganz leicht hatten. Als ich gerade sechzehn Jahre geworden war, starb mein Vater. Meine Mutter, eine stille, feine Frau, die sich viel literarisch beschäftigte, verkaufte die Firma und zog mit mir in einen Meerort hinaus. Unser kleines Heim war bald der Mittelpunkt eines Kreises von Künstlern und Gelehrten, die zum größten Teil begeisterte Anhänger des Spiritismus — gerade so wie auch meine Mutter — waren. Jede Woche wurden in unserem Salon mit Hilfe eines wirklichen Mediums, das später als Betrügerin entlarvt ward, spiritistische Sitzungen abgehalten. Meine Mutter wurde durch diese Sitzungen, in denen unter anderem auch der Geist meines Vaters des öfteren erschienen sein soll, derart nervös und reizbar, daß ich sie flehentlich bat, ihre Verbindungen mit den Spiritistenkreisen abzubauen. Doch sie war bereits so tief in die Rätsel dieser mit übernatürlichen Dingen sich beschäftigenden Glaubenslehre verstrickt, daß sie auf meine gutgemeinten Ermahnungen nicht mehr hörte.

Zu den Gästen, die ständig in unserem Hause verkehrten, gehörte nun ein junger Amerikaner, der sich angeblich zur Erlernung der deutschen Sprache und Gewerbebetriebe in Hamburg aufhielt. Charles Deprouval entstammte einer im 18. Jahrhundert nach den Vereinigten Staaten ausgewanderten Familie. Seine Manieren, sein einschmeichelndes Wesen, nicht minder sein anziehendes Aeußeres verschafften ihm überall Eingang in die besten Kreise der sonst sehr zurückhaltenden Hamburger Gesellschaft. Auch Deprouval war Spiritist, aber wohl kaum aus Ueberzeugung. Mich, das damals siebzehnjährige Mädchen, behandelte er mit einer achtungsvollen Herzlichkeit, die mir wohlthat, da ich fast gar keine Freundinnen besaß. Bald merkte ich, daß sein Interesse für meine Person nicht so ganz harmlos war, daß er ... als Bewerber um meine Hand auftrat. Mir, dem unerfahrenen, halben Kinde, schmeichelten diese Huldigungen eines Mannes, dem die Frauen allerlei Freiheit gestatteten und der doch achtlos an ihnen vorüberzugehen schien. Eines Morgens — es war nach einer am Abend vorher abgehaltenen spiritistischen Sitzung — sagte mir meine Mutter, daß mein Vater ihr durch das Medium habe raten lassen, sie solle Charles Deprouvals Bewerbung um meine Hand unterstützen. Diese Erklärung des geliebten Toten war ausschlaggebend. Obwohl ich in des jungen Amerikaners Nähe stets ein gewisses Gefühl ängstlicher Scheu empfand, verlobte ich mich dennoch mit ihm. Jetzt, als seine Braut verlangte ich zu den spiritistischen

Sitzungen sofort zugelassen zu werden. Ich wollte mir eben persönlich ein Urtheil über die Phänome, die sich in den Sitzungen zeigten, bilden. Doch mein Bräutigam schlug mir meine Bitte rundweg ab. Ich sei noch zu jung, meinte er. Und dabei blieb es.

Mein achtzehnter Geburtstag war auch mein Hochzeitstag. Wir bezogen eine Wohnung gegenüber der Villa meiner Mutter und — hatten dann schon am dritten Tage unserer Ehe den ersten heftigen Streit miteinander. Mein Vater war nämlich so vorsichtig gewesen, mir über mein Erbtheil im Betrage von 150 000 Mark erst vom vollendeten 21. Jahre ab die freie Verfügung zu gewähren. Diese Bestimmung stand in seinem Testament. Und daran war nicht zu rütteln. Nur die Zinsen konnte ich nach Gutdünken verbrauchen. Mein Vater, der hiervon keine Ahnung besaß und in dem Glauben gelebt hatte, daß das Vermögen mir unbeschränkt gehöre, machte mir eine furchtbare Szene, als ich ihm die Wahrheit mittheilte, die ihm nur durch einen Zufall bisher verborgen geblieben war. Er verlangte dann von mir, ich solle in Hinblick auf die spätere mir frei zur Verfügung stehende Summe ein Darlehn von 30 000 Mark aufnehmen, da er sich an einem überseeischen Geschäft finanziell zu beteiligen wünsche. Um des lieben Friedens willen erklärte ich mich einverstanden. Aber mein Vormund, ein Hamburger Justizrat, der zufällig von meiner Absicht hörte, widersprach und die Sache zerschlug sich. Seitdem hatte ich wahre Höllentage durchzu-

machen. Bereits nach einem Monat waren mir hinsichtlich des wahren Charakters meines Vatters alle Illusionen geschwunden. Einzelheiten will ich verschweigen. Dabei war Charles ein so schlauer Heuchler, daß er mich in Gegenwart Dritter stets mit größter Zärtlichkeit behandelte und so den Eindruck hervorrief, als ob unsere Ehe durch kein Wölkchen getrübt sei.

Zu meines Vatters engsten Freunden gehörten zwei Amerikaner, die ich von vornherein mit starkem Mißtrauen beobachtete. Es waren dies ein gewisser Doktor Sempsear und ein angeblicher Weltreisender Thomas Shepperley. Welcher Art die Beziehungen waren, die diese drei Männer verbanden, vermochte ich nicht festzustellen. Jedenfalls wurden Sempsear und Shepperley dann sehr bald in den Spiritistenkreis eingeführt. Und nun begann die Zeit, an die ich nur mit Schauern zurückdenken kann.

Auf Dr. Sempsears Veranlassung wurden die Sitzungen im Hause meiner Mutter, jetzt dreimal wöchentlich, abgehalten. Diese, die ohnehin mit ihren Nerven dicht vor dem völligen Zusammenbruch stand, war infolge der ständigen Aufregungen, die die Geistererscheinungen verursachten, bald dem Irrsinn nahe. Umsonst flehte ich meinen Vatter an, Rücksicht auf meine Mutter zu nehmen. Mit heuchlerischen Worten suchte er mir klarzumachen, daß er keinen Einfluß auf sie besitze. Dies war eine direkte Lüge. Mich hatte er freilich mit der Zeit völlig aus ihrem Herzen verdrängt, dafür aber selbst eine Macht über sie

erlangt, die man geradezu dämonisch nennen kann.

Dann kam der Schreckenstag. Unerplötzlich brach bei meiner Mutter der Wahnsinn aus. In diesen Zustände nahm sie Gift, nachdem sie einen Brief geschrieben hatte, der nur die Worte enthielt: „Ich tue es, um mit ihm, der sich so nach mir sehnt, dauernd vereint zu sein.“ — Nach dem Begräbnis fand die Eröffnung des Testaments der unglücklichen Frau statt. Es war ein sogenanntes eigenhändiges Testament, und es besagte, daß ich auf das Pflichttheil gesetzt und mein Gatte der Universalerbe sei. Gegen meinen Willen focht mein Vormund (diese letztwillige Verfügung unter der Einwendung an, die Erblasserin sei bei Niederschrift der Urkunde nicht mehr zurechnungsfähig gewesen. Ein ganzes Jahr dauerte der Prozeß, der von meinem Vormund für mich gewonnen wurde. In den Verhandlungen kamen Dinge zur Sprache, die mir bewiesen, daß Charles nichts weiter war, als ein gewissenloser Erbschleicher, der mit Hilfe der spiritistischen Sitzungen und des von ihm bestochenen Mediums meine Mutter seinen Wünschen gefügig gemacht hatte. Leider waren seine beiden Haupthelfer Simpsen und Shepperley, als sie kaum von dieser für sie so ungünstigen Wendung erfuhren, schleunigst geflohen. Sonst hätte der Staatsanwalt wohl genügend Belastungsmaterial gegen die drei Freunde zusammenbekommen, um sie unter Anklage zu stellen.

Gleich nach diesen Vorfällen reichte ich gegen meinen Gatten, obwohl inzwischen mein unglück-

liches Kind geboren war, die Scheidungsklage ein. Bei dem Versöhnungstermin vor dem Richter verstand er es jedoch noch einmal, mich mit schönen Worten zu umgarnen. Flehentlich bat er mich, ich solle doch im Interesse unseres Kindes bei ihm bleiben. Ich gab schließlich nach, trotzdem mein Vormund mich dringend warnte. Freilich hatte ich meinem Gatten erklärt, daß wir nie mehr zusammen, sondern nur nebeneinander leben könnten. Und so geschah es auch. Wir sahen uns nur zu den Mahlzeiten. Jeder hatte seine Zimmer, die er bewohnte.

Da das Vermögen meiner Mutter mir zugefallen war, konnten wir, obwohl ich von beiden Erbschaften vorläufig nur die Zinsen unbeschränkt verbrauchen durfte, weil das Gericht aus Vorsicht auch über mein Mutterererbteil in dieser Weise entschieden hatte, recht behaglich leben. Charles, der früher stets behauptet hatte, selbst begütert zu sein, ließ sich von mir völlig unterhalten. Irgend eine feste Anstellung hatte er nicht. Es war mir auch gleichgültig. — Dann merkte ich eines Tages, daß die Schokolade, die ich zum Frühstück trank, sehr sonderbar schmeckte. Argwöhnisch wie ich war, goß ich sie fort und schickte nur ein Fläschchen von dem Inhalt der Tasse einem Chemiker zur Untersuchung. Zwei Tage später hatte ich den Bescheid: Die Schokolade war stark mit Arsenik durchsetzt. Das Gift würde genügt haben, einen Menschen zu töten.

Durch Befragen der mir treu ergebenen Köchin erfuhr ich, daß mein Mann sich damals in

der Küche etwas zu schaffen gemacht habe, als bereits die Tasse Schokolade für mich auf dem Tablett stand. — Dies genügte mir. Kurz entschlossen schrieb ich ihm einen Brief, indem ich ihm den Vorschlag machte, er solle für immer ins Ausland gehen. In diesem Falle würde ich ihm zur Begründung einer Existenz 50 000 Mark in bar auszahlen. Sollte er sich dagegen weigern, so könne er gewiß sein, daß ich abermals auf Scheidung unserer Ehe dringen würde, die ich jetzt infolge neuen Belastungsmaterials gegen ihn ohne weiteres auch erreichen würde. Inzwischen war ich mit meinem Kinde — aus Angst vor weiteren Nachstellungen, zu einer Freundin gezogen. — Umgehend traf seine Antwort ein: Er war einverstanden. — Im Büro meines Vormundes wurde dann eine Urkunde aufgesetzt, in der mein Mann sich gegen Zahlung der genannten Summe verpflichtete, nie mehr nach Deutschland zurückzukehren und außerdem auf die Erbschaft nach meinem Tode verzichtete. Letzteres zu unterzeichnen sträubte er sich sehr lange. Aber mein Vormund bestand darauf — wohl in meinem Interesse, damit mein Leben nicht weiter von diesem Menschen, der beinahe zum Giftmörder geworden war, aus habfüchtigen Motiven bedroht sein solle.

Wenn Sie, lieber Freund, für den ich diese mich teilweise so tief demütigende Geschichte niederschreibe, mich fragen — und das liegt ja so nahe, weshalb ich mich von meinem Gatten unter diesen Umständen nicht scheiden ließ, so ant-

worte ich ehrlich: lediglich meines Kindes wegen!
— In dem Prozeß hätte die vergiftete Schokolade fraglos eine große Rolle gespielt. Alle Welt hätte erfahren, welch ein verworfener Charakter der Vater meines kleinen Richard war, dieser Vater, der des versuchten Gistmordes wegen unfehlbar für lange Jahre ins Zuchthaus gewandert wäre. Und das alles wollte ich dem unschuldigen Kinde ersparen. Es sollte sich später seines Namens nicht zu schämen brauchen, nicht den Schimpf mit sich herumschleppen, daß der, dem er sein Leben verdankte, für alle Zeit gebrandmarkt sei.
— Freilich, wenn ich damals schon gewußt hätte, wie es um die geistigen Fähigkeiten meines Kindes stand, eben daß es niemals auch nur Durchschnittsintelligenz besitzen würde, dann — dann — — Doch nun ist es zu spät.

Mein Mann verließ Europa. Vier Jahre lang hörte ich nichts von ihm, nichts. Und dann kam jener Vormittag, an dem wir beide auf dem Bootsstege standen und nach der gescheiterten Brigg hinüberschauten, an dem Sie mich plötzlich stützen mußten, da eine Anwandlung von Schwäche mich befiel. Sie ahnten nicht, aus welchem Grunde mir plötzlich die Sinne zu schwinden drohten.

Der, den das Boot der Fischer als einzigen Geretteten an das Land brachte, war er — er.

Auch er muß mich erkannt haben. Ich sah das Erschrecken in seinen Mienen, sah, wie er sich bückte, sein Gesicht zu verbergen suchte. Und das Boot machte kehrt, ruderte zum Schiffe zurück. Er wollte mir also ausweichen.

Die Vergangenheit war lebendig geworden. Und vor dieser Vergangenheit flüchtete ich noch an demselben Tage nach München zurück.

Der, den ich meinen Gatten nennen muß, hat bis jetzt nichts von sich hören lassen. Ich fürchtete, daß er mir schreiben, vielleicht selbst zu mir kommen würde. Tage sind seitdem vergangen. Ich wage aufzuatmen.

Das ist meine Lebensgeschichte. Die letzten Absätze habe ich erst soeben hinzugefügt. Nun wissen Sie alles.“

Langsam faltete Fritz Schaper die Briefbogen zusammen und schob sie in den Umschlag zurück.

„Armes Weib“, sagte er leise, als er den Brief Heinz Gerster dann zurückreichte. „Ihr hat der richtige Berater gefehlt. Längst — längst hätte sie sich von diesem Schurken freimachen müssen. Allerdings, auch ihre Furcht vor einem öffentlichen Skandal, den dieser Ehescheidungsprozeß sicher heraufbeschwören würde, ist verständlich.“

Der junge Schriftsteller nickte traurig vor sich hin.

„Wenn sie sich mir nur früher anvertraut haben würde“, meinte er aufseufzend.

Schaper streckte ihm tröstend die Hand hin. „Lieber Gerster, daß die Frau es nicht tat, geschah doch nur deswegen, weil sie fürchtete, daß ein gewisser Jemand mit der Gattin eines solchen hartgesottenen Verbrechers nichts mehr gemein haben wolle. Die Frau liebt Sie. Und sie wollte sich wenigstens Ihre Freundschaft erhalten —“

„Welche Torheit, welche Kurzsichtigkeit“, murmelte der andere wehmütig. „Ich würde sie heiraten, und wenn ihr Mann ein Mörder wäre —“
„Vielleicht ist er's auch“, sagte Schaper ernst.

8. Kapitel.

Der erste Verdacht.

Der Zug brauste mit schwindelerregender Eile durch die schnell hereinbrechende Nacht.

Der Detektiv hatte wohl eine Viertelstunde fast regungslos dageessen und sich die Sachlage überlegt. Immer wieder dachte er an die beiden Namen, die auch in seinem Leben bereits eine gewisse Rolle gespielt hatten und die nun hier ihm sich wieder aufdrängten: Doktor Sempson und Thomas Shepperley! Jede Einzelheit jenes Dramas, das die Zeitungen damals unter dem Sensationsartikel: „Die Mumie der Königin Semestris“ besprochen hatten, tauchte in seiner Erinnerung immer wieder auf. Nun, jedenfalls warf es kein besonders günstiges Licht auf Charles Deprouval, daß er diese beiden Männer offenbar schon seit längerer Zeit gekannt hatte.

Immer fester bissen sich Fritz Schapers Gedanken, diese an scharfsinniges Kombinieren so sehr gewöhnten Gedanken, in der Materie seines neuesten Falles, Albert Wendel fest. Und hin und wieder schweifte auch sein Denken ab zu jener geheimnisvollen Geschichte, die Heinz Gerster ihm von dem geretteten Passagier der Brigg „Karola“ erzählt hatte, von dessen unauffälligem Verschwinden aus dem holsteinischen Fischerdorfe, das darauf hindeutete, daß der Mann kein ganz reines Gewissen haben konnte. Und dann besann er sich auch auf die Einzelheiten, die der Oberingenieur Pareawitt ihm von der Testamentserrichtung des Minenbesizers berichtet hatte. Da war ja jener schurkische Buchhalter als Zeuge zugegen gewesen, der nachher versucht hatte, Vermögenswerte der Erbschaftsmasse beiseite zu schaffen und später entflohen war. Dies alles hatte sich in Südafrika zugetragen, und die „Karola“, die gescheiterte Brigg, war doch, wie der Schriftsteller bestimmt wußte, ebenfalls aus einem dortigen Hasen gekommen.

Der Detektiv fuhr ordentlich hoch von seinem Sitz, so daß Heinz Gerster ganz erschrocken von seiner Zeitung aufblickte.

„Gerster“, rief er erregt, „wissen Sie, was ich soeben gefunden zu haben glaube? Nichts anderes als den Faden, der den Fall „Wendel“ mit Ihrer Liebesgeschichte verbindet!“

Der Schriftsteller schaute ihn daraufhin ungläubig an. Dann meinte er zögernd:

„Eine Verbindung besteht ja schon insofern, als Charlotte Wendel bisher als Rita Meinas bei Frau Deprouval gelebt hat.“

„Es gibt noch eine zweite — vielleicht“, entgegnete Schaper eifrig. „Ich vermute, daß der Mann, der in Danzig vor mir Erkundigungen nach der Millionenerbin eingezogen hat, Charles Deprouval ist!“

Heinz Gerster legte schleunigst die Zeitung weg.

„Nein — wirklich?! Das wäre ja mehr als ein merkwürdiges Zusammentreffen“, sagte er interessiert. „Wie sind Sie denn zu dieser Annahme gelangt? Fraglos haben Sie doch Ihre guten Gründe dazu.“

„Allerdings, die habe ich. — Auf diese Vermutung hat mich die gestrandete Brigg gebracht. Hören Sie, wie ich mir die Sache zusammenreime. — Unterstellen wir, daß Deprouval nach seiner erzwungenen Auswanderung aus Deutschland nach Afrika gegangen ist und dort bei dem Minenbesitzer Albert Wendel als Buchhalter eine Anstellung gefunden hat. Als Wendel seinen letzten Willen diktiert, ist Deprouval als Zeuge dabei. So erfährt er von den Bestimmungen des Testaments jedes Wort, auch den Umstand, daß Verwandte des Erblassers in Danzig gesucht werden sollen. Zunächst will er nun von der Hinterlassenschaft des Minenmagnaten einen Teil an sich reißen. Das mißlingt. Er muß fliehen und wird von der Polizei verfolgt. Aus diesem Grunde kann er sich in einem größeren Hafen auf

einen der Sourdampher nicht einschiffen. Er geht also nach Port Elisabeth, einem unbedeutenden südafrikanischen Hasen, und zahlt dem Kapitän der Brigg „Karola“ das Passagiergeld, der den kleinen Gewinn gern einsteckt. In der Ostsee gerät der Segler dann in einen Orkan, scheitert, und die Besatzung mit Ausnahme von Deprouval ertrinkt. Er, der in der Absicht, selbst die Erben Albert Wendels aufzusuchen, nach Europa gekommen ist, begegnet kurz vor der Landung seinem Weibe. Er hofft, daß sie ihn nicht erkannt hat, läßt sich nach der Brigg zurückrudern und wartet, bis seine Gattin den Strand verläßt. Dann sucht er das Weite. In den nächsten Tagen taucht er in Danzig auf. Er erfährt hier alles, was er wissen will. Zwei Tage darauf reist Charlotte Wendel plötzlich nach Berlin. Sie bittet Frau Deprouval, daß diese das Ziel ihrer Reise nicht verrät. Beweis — die Bemerkung in dem Briefe der Dame. Mithin handelt es sich bei dieser Fahrt um eine Angelegenheit, die geheim bleiben soll. Und der, der das junge Mädchen nach der Reichshauptstadt kommen ließ, dürfte ebenfalls Deprouval sein. — Sie schauen so ungläubig drein! — Lieber Gerster, bedenken Sie das eine: die Zeitverhältnisse stimmen so tadellos, die einzelnen Abschnitte meiner Kombinationen passen so genau zusammen, daß das nicht alles Zufall sein kann!“

Troßdem schüttelte der Schriftsteller zweifelnd den Kopf.

„Es sind doch schließlich nur Vermutungen“,

meinte er. „Es kann so sein — kann aber auch nicht so sein.“

„Gut, ich erkenne Ihre Bedenken an, möchte Ihnen aber doch nur eins vorhalten: Gerade, daß Charlotte Wendel jetzt, ausgerechnet nachdem der Fremde in Danzig austauchte, nach Berlin gefahren ist, gibt mir die Ueberzeugung, daß meine Annahme stimmt. Ich stelle mir die Sache so vor. Deprouval ist sofort nach Beendigung seiner erfolgreichen Ermittlungen von Danzig nach München gefahren. Hier erfuhr er, daß zu seinem Pech die Millionenerbin, an die er sich zu irgendwelchen Zwecken heranmachen wollte, bei seiner Frau als Erzieherin in Stellung war. Mithin erschien es ihm zu gefährlich, seine weiteren Pläne in der Pfarstadt sozusagen unter den Augen seiner Gattin zur Durchführung zu bringen. Er fuhr also schleunigst nach Berlin zurück und verstand es, das junge Mädchen dorthin zu locken, wahrscheinlich durch einen Brief, in dem er ihr gewisse Andeutungen über die ihrer wartenden Erbschaft machte. Eine Depesche hätte diesen Zweck nicht erreicht. Es muß ein längeres Schreiben gewesen sein. — Nun, Verehrtester, was sagen Sie hierzu?“

„Ich bewundere ehrlich Ihren Scharfsinn. Die Möglichkeit, daß Ihre Schlüsse stimmen, gebe ich zu. Mehr nicht.“

„Sind Sie aber hartnäckig!“ lachte der Detektiv. „Trotzdem hoffe ich noch, aus dem Saulus einen Paulus zu machen, und zwar sehr bald. Ich werde gleich nach unserer Ankunft in Berlin

eine Kabeldepesche an die Polizei in Kimberley aufgeben und um das genaue Signalement des Buchhalters, der die Erbschaftsräubereien versucht hat, bitten, ferner um Aufschluß darüber, was über den Verbleib des Mannes bekannt geworden ist. Der Mensch, der in Danzig nach Charlotte Wendel Umfrage hielt, besaß einige besondere Kennzeichen: sehr kleine, frauenhafte Hände und einen Eckzahn mit einer Goldkrone. — Wollen sehen, was ich für Antwort aus Kimberley bekomme. Ich jedenfalls wette schon heute, daß jener Buchhalter und der Danziger Spion kein anderer als Deprouval ist.“

Als der Luxuszug in den Bahnhof Friedrichstraße einlief, beugte sich Schaper weit zum Fenster hinaus, um nach seinem Bürovorsteher Lemke Ausschau zu halten, den er sich kurz vor der Abreise von München durch ein Telegramm herbeordert hatte.

Lemke hatte seinen Herrn und Gebieter bald erspäht und belud sich dann, nach der ersten Begrüßung, mit dessen Reisetasche und -decke.

„Wie wär's“, meinte Schaper, als sie die Treppe zum Ausgang hinunterschritten, „wenn wir noch einen Schoppen im „Heidelberger“ genehmigten? — Ich habe einen Mordssdurst.“

Die beiden anderen, die der Detektiv in seiner legeren Art einander vorgestellt hatte, waren einverstanden.

So bogen sie denn in die Friedrichstraße ein und gingen das kurze Stück bis zu dem bekannten Restaurant zu Fuß.

Und dann betraten sie den „Heidelberger“. Schaper entdeckte in dem kleinen Garten einen freien Tisch. Nachdem der Kellner die Gläser gebracht hatte, begann der Detektiv sofort als guter Geschäftsmann mit seinem Bürovorsteher von den Dingen zu sprechen, die ihm am meisten am Herzen lagen.

„Sie dürfen mir das nicht verargen, lieber Gerster“, entschuldigte er sich bei diesem. „Aber gerade in meinem Beruf muß ich jede Minute auf dem laufenden sein. — Briefe eingegangen?“ wandte er sich dann an Lemke.“

„Bitte. Habe alles mitgebracht.“

„Sonst was Neues?“

„Zwei neue Aufträge. Einer davon sehr lohnend.“

Während Schaper nun die Briefe durchsah — es war ein ziemlicher Stoß — unterhielten sich die beiden anderen halblaut.

Plötzlich lachte der Detektiv hell auf, so daß seine Tischgenossen beinahe erschreckt zusammenfuhren.

„Diese Gespenstergeschichte dort hinten in Bommern wird immer interessanter“, sagte er dann, zwei der Briefe mit den Fingerspitzen hochhaltend. „Die Freundschaft zwischen dem Privatgelehrten Müller und dem dicken Kaufmann Wernicke scheint einen Riß bekommen zu haben. — Lieber Gerster, Sie sind ja in die Sache eingeweiht. Da wird es Sie also nicht allzu sehr langweilen, wenn ich Ihnen zwei famose Herzensergüsse aus Gauben vorlese. — Herr Müller

schreibt: „Sehr geehrter usw. Zu meinem Bedauern erfuhr ich von Herrn Wernicke, daß Sie gestern hier in unserem Städtchen gewesen sind, ohne sich zu mir bemüht zu haben. Sollte Sie etwa meine Krankheit davon abgehalten haben? Das würde mir sehr leid tun. Ich hätte Sie sehr, sehr gern persönlich gesprochen. Nun muß ich das, was ich Ihnen mündlich mitteilen wollte, auf diesem Wege zukommen lassen. Ich will mich kurz fassen. — Obwohl ich meinen Verdacht nicht begründen kann, so werde ich doch das Gefühl seit einigen Tagen nicht los, daß Wernicke bei den Geistererscheinungen in meinem Garten nicht ganz unbeteiligt ist. Wie gesagt — es ist dies eine bloße Vermutung von mir, die zu beweisen mir vorläufig unmöglich ist. Aber ich halte mich doch für verpflichtet, Ihnen hiervon Mitteilung zu machen. Im Interesse einer schleunigen Aufklärung der geheimnisvollen Angelegenheit würde ich Ihnen raten, Ihre nächste Ankunft hier in Gauben nur mir ankündigen zu wollen, da ich sonst offen gestanden fürchte, daß das Gespenst es vorziehen wird, sich während Ihrer Anwesenheit nicht zu zeigen. Weiter bitte ich Sie aus demselben Grunde, den Personenzug nach Stolp nur bis Zerzewa, der Station vor Gauben, zu benutzen und von dort aus mit einem leicht zu beschaffenden Fuhrwerk bis in die Nähe der Mönchsabtei zu fahren, wo ein Nachtquartier für Sie jederzeit bereit ist. — Um Ihnen zu zeigen, wie viel mir an der baldigen Erledigung dieser immerhin recht merkwürdigen Geschichte gelegen ist, gestatte ich

mir, das Honorar, soweit ich es zahle, auf dreihundert Mark zu erhöhen unter der Bedingung, daß Sie meinen vorhin geäußerten Wünschen pünktlich nachkommen. — Ihrer gefälligen Antwort entgegensehend — hochachtungsvoll — Friedrich Müller.

So — das wäre Schreiben Nummer eins! Nun das Gegenstück dazu. — Vorher aber: Profit, meine Herren!“

Darauf las Fritz Schaper auch den zweiten Brief vor.

„Sehr usw. Kurz nach Ihrer Abreise habe ich zufällig etwas erfahren, was Sie fraglos interessieren wird. Der Bahnhofsvorsteher Hillgard in Gauben ist mein Freund und Regimentskamerad. Hillgard erzählte mir nun folgendes: — Der Diener Hartung meines Mieters Müller hat sich in der letzten Woche regelmäßig vor Ankunft jedes Zuges auf dem Bahnhof eingefunden und ist Reisenden, die hier in Gauben ausstiegen, stets heimlich gefolgt, um festzustellen, wo sie blieben. Auch an dem Tage, als Sie hier eintrafen, hat er den Bahnsteig aus der Ferne überwacht. Und der Hotelkutscher der „Drei Kronen“ hat ihm, kaum daß Sie Ihr Zimmer aufgesucht hatten, sagen müssen, wer Sie seien. Mit einem Wort: Es macht auf mich den Eindruck, als ob Friedrich Müller gern sofort wissen möchte, wenn Sie hier sind. Daß er sich bei diesem Spionieren nur um Ihre Person handeln kann, geht aus folgendem hervor. Der Diener Hartung ist bisher nie auf dem Bahnhof gewesen, jedenfalls höchstens in

dem halben Jahr, seit er mit seinem Herrn hier wohnt, drei bis vier Mal und dies dann nur zu dem Zweck, um eilige Briefe in den Bahnhofskasten zu werfen. Erst an dem Tage, an dem Sie Friedrich Müller mittheilten, daß Sie es versuchen wollten, dem Gespenst nachzuspüren, begannen Hartungs Patrouillengänge nach dem Bahnhof, die er täglich fünf Mal unternehmen mußte und die erst aufhörten, als Sie hier gewesen waren. — Weitere Bemerkungen an diese Tatsache will ich nicht knüpfen. Jedenfalls sehen Sie, daß wir hier in Sauben auch die Augen offenhalten können. Und das werde ich jetzt erst recht tun. Denn, unter uns gesagt, als ich Müller erzählte, daß Sie bei mir waren und wiederkommen würden, da es Ihnen jetzt an der nötigen Zeit fehle, tauschte er mit seinem Diener einen Blick aus, den ich nicht bemerken sollte, der mir aber doch nicht entging. Und in diesem Blick lag soviel Spott und höhnischer Triumph, daß ich plötzlich, hinsichtlich des grauen Gespenstes, zu einer ganz anderen Ansicht gelangt bin. — Ihnen, bei Ihrer Erfahrung, wird es nicht schwer fallen, aus alledem Ihre Schlüsse zu ziehen und Ihr Vorgehen so einzurichten, daß Sie auch wirklich Erfolg haben. — Das Schönste ist — der Herr Privatgelehrte hält mich als Kleinstädter anscheinend für einen — rechten Einfaltspinsel. Mag er. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. — Nebenbei bemerkt, war Müller am Tage Ihrer Abreise bereits wieder völlig gesund. Ich traf ihn an seinem Schreibtisch sitzend und behaglich seine Pfeife rauchend,

an. — Hochachtungsvoll ergebenst — Ernst Werner,
Kolonialwarenhändler.“

Als Schaper jetzt den Brief auf den Tisch zurücklegte, konnte Heinz Gerster nicht länger an sich halten.

„Und über die beiden Schreiben lachen Sie so belustigt?“ meinte er ganz vorwurfsvoll. „Ich denke, die Sache wird durch diese Mitteilungen nur noch komplizierter. Manches in den Briefen regt doch geradezu zu dem Verdacht an, daß es sich hier bei diesen Geistererscheinungen um mehr als einen bloßen Schabernack handelt. — Das letztere nahmen Sie doch bisher an, nicht wahr?“

„Tue ich auch noch“, entgegnete der Detektiv gemächlich. „Freilich, um einen Schabernack, über dessen tiefere Absichten ich mir noch nicht im klaren bin. Aber auch das werde ich herausbekommen!“

Bald darauf verließen die drei Herren das Restaurant und fuhren ein jeder nach seiner Wohnung, nachdem der Schriftsteller dem Detektiv noch versprochen hatte, sich morgen in dessen Büro einzufinden.

9. Kapitel.

Ein Stempelaufdruck.

Kurt Hiller, der Angestellte des Detektivinstituts Argus, den Schaper in München zum Zwecke weiterer Nachforschungen nach dem Verbleib Frau Käti Deprouvals zurückgelassen hatte, war von den Leuten Friß Schapers vielleicht die beste, und geriebenste Arbeitskraft. Nachdem sein Herr aus der Isarstadt mit dem Luxuszug abgereist war, suchte er eins der großen Bräuhäuser am Platz auf und legte sich bei einem Liter echten Münchners und mehreren Paaren Weißwürsten mit Kraut einen Feldzugsplan zurecht. Es dauerte nicht lange, da war er auch schon mit sich einig. Ja, so mußte es gehen — das war der einzige Punkt, an dem sich diese Sache angreifen ließ.

Am nächsten Morgen suchte er dann, seinem Plane gemäß, den Portier des Hauses Aspernstraße 19 auf. Dieser, ein behäbiger Pfälzer, ließ sich mit spielender Leichtigkeit ausholen.

Ja, die Anna, die bei der Frau Deprouval seit zwei Jahren als „Mädchen für alles“ diene, habe natürlich einen Schatz. Mit dem habe

er sich schon so manches Mal unterhalten. Freilich, wo der wohne, wisse er nicht, nur daß er Schlosser sei und eine feste Anstellung in der Elektrizitätszentrale habe. — Der Name? Hm, er wolle sich mal besinnen. — Richtig — Alois — Alois Pilcherer.

Mehr brauchte Hiller, der dem Portier ein wunderbares Märchen aufgebunden hatte, um ihn gesprächig zu machen, nicht zu wissen. Auf dem Einwohnermeldeamt erfuhr er ja alles Weitere.

Alois Pilcherer, ein waschechter Bajer, gemüthlich, wenn er nüchtern war, grob und händelsüchtig nach dem sechsten Viter, konnte sich zunächst gar nicht von seinem Staunen erholen, als er abends um Sieben in seinem Kämmerchen, das er bei der Witwe Aschbauer allein bewohnte, den Besuch eines elegant gekleideten Fremden erhielt, der ihn in höchst verdächtiger Weise in reinstem Hochdeutsch anredete.

„Herr Pilcherer, nicht wahr?“ fragte Hiller, indem er nach dem lauten „Herein“ ungeniert in die kleine Dachkammer trat.

Der Schlossergeselle nickte nur.

Der Detektiv stellte sich ihm als Fachkollege, als Maschinenschlosser, vor, der hier in München Arbeit suche, und in der kleinen Kneipe an der nächsten Ecke spielte sich dann der zweite Akt der Komödie ab, bei der der brave Alois doch schließlich der Geleitete war. Da es Hiller nach kurzer Zeit gelang zu erfahren, daß sich Pilchers Braut mit ihrer Herrschaft in Karlsbad befand.

Als Fritz Schaper am nächsten Morgen sein

Büro gegen zehn Uhr betrat — er hatte sich einmal wieder gehörig ausschlafen wollen — meldete Remke ihm sofort, daß Kurt Hiller aus München vor etwa einer Stunde angerufen und die jetzige Adresse der Frau Deprouval angegeben habe.

Schaper schaute bei dieser Nachricht recht ungläubig drein. Aber bald belehrte ihn sein Bürovorsteher, daß an diesem wunderbar schnellen Erfolg Hillers nicht mehr zu zweifeln sei.

„Famos!“ rief der Detektiv da. „Verbinden Sie mich mal schleunigst mit Herrn Gerster. Inzwischen sehe ich das Kursbuch ein. — Da haben wir's schon. Karlsbad-Berlin — sehr günstig. — Donnerwetter, das ginge —!“

Als der junge Schriftsteller sich gegen halb Zwölf in dem Detektivbüro einfand, wurde ihm der Bescheid, daß Herr Schaper soeben verreist, morgen früh neun Uhr aber bestimmt wieder zurück sei.

Pünktlich stellte er sich dann am folgenden Morgen bei Schaper ein und wurde auch sofort vorgelassen. Der Detektiv, der etwas müde und abgespannt aussah, begrüßte ihn mit warmer Herzlichkeit, bat ihn Platz zu nehmen und sagte darauf ganz unvermittelt:

„Frau Käti läßt herzlich grüßen, lieber Gerster. Es geht ihr gut und sie erwartet Sie heute oder morgen bei sich.“

Kein Wunder, daß der junge Schriftsteller zur Bildsäule erstarrte.

„Ist das Ernst oder Scherz?“ fragte er nach

einer Weile unsicher, indem er den Detektiv ängstlich forschend anblickte.

„Mit Berufsdingen scherze ich nie. Frau Deprouval hält sich zur Zeit in Karlsbad, Hotel Kaiserhof, auf“, erwiderte Schaper mit feinem Lächeln.

„Mithin waren Sie gestern dort“, meinte Gerster leicht gereizt. „Warum nahmen Sie mich nicht mit?“

Der Detektiv legte ihm begütigend die Hand auf die Schulter. „Weil ich erst das Terrain für Sie vorbereiten wollte, lieber Gerster“, entgegnete er offen. „Frau Käti weiß jetzt durch mich, daß Sie treu zu ihr halten, mag in der Vergangenheit auch noch so viel Trauriges passiert sein und mag die Zukunft vielleicht nicht weniger Schmachvolles bringen. Sie wird nun die Scheidung sofort einleiten, was ja das einzig Richtige ist. So, wie die Dinge liegen, ist sie in spätestens einem Vierteljahr frei.“

Heinz Gerster streckte jetzt dem Detektiv beide Hände hin. Sein ehrliches Gesicht strahlte förmlich.

„Ich danke Ihnen, Schaper, danke Ihnen aus übervollem Herzen. Doch nun erzählen Sie. Sie können sich denken, wie ich vor Neugier brenne —“

„Nun: 11 Uhr 10 Minuten gestern vormittag nach Karlsbad, halb sechs Ankunft dort, halb sieben im Kaiserhof bei Frau Käti. Zusammen soupirt, alles erledigt, mit Nachtschnellzug wieder in Berlin!“

Gerster hatte schon seine Uhr hervorgeholt.

„Dann benutze ich denselben Zug“, erklärte er.

„Sie müssen mich schon entschuldigen, lieber Schaper.“

Er griff nach Hut und Stock.

„Einen Moment noch“, meinte der Detektiv.

„Es dürfte Sie interessieren, daß ich mit meiner Vermutung hinsichtlich der Reise Charlotte Wendels nach Berlin recht hatte. Das junge Mädchen ist durch einen Brief aus München fortgelockt worden, der von Anfang bis zu Ende nichts als Schwindel war. Zum Glück besann sich Frau Deproubal auf die Adresse des Absenders, eines angeblichen Konsulatssekretärs Morrison, hier, Bellevuestraße 8. Am besten, ich komme sofort mit. Denn diese Fährte muß verfolgt werden, so lange sie warm ist. Es handelt sich hier nämlich fraglos um eine Schurkerei des Herrn Charles Deproubal.“

„So ist wirklich Deproubal dieser Fremde, der in Danzig —?“

„Er ist's. Frau Käti bestätigte die mir bekannten Personalien bis ins einzelne.“ —

Ein Auto brachte die Herren dann nach der Bellevuestraße, wo Schaper ausstieg, während der Schriftsteller nach seiner in Charlottenburg gelegenen Wohnung weiterfuhr, um noch schnell seinen Koffer zu packen. —

In Nr. 8 befand sich in der zweiten Etage eine vornehme Fremdenpension. Dort läutete der Detektiv. Die Besitzerin des Pensionats, der er seine Legitimationen vorzeigte, erklärte sich nach einigem Zögern zu jeder Auskunft bereit.

So erfuhr Schaper denn, daß ein Engländer, der sich Garph Morrifson nannte und Konsulatssekretär war, eine Woche in der Pension gewohnt habe, bereits aber wieder abgereist sei und zwar in Begleitung einer Dame, die er für seine Schwester ausgegeben und die in einem zweiten Zimmer nur eine Nacht logiert hatte.

Schaper hatte eine ähnliche Antwort erwartet.

„Könnte ich das Zimmer Morrifsons mir einmal ansehen?“ fragte er nach kurzem Nachdenken.

„Bitte, es ist noch frei.“

Das Zimmer war elegant eingerichtet, besaß zwei Fenster und machte einen recht behaglichen Eindruck. Der Detektiv unterzog es einer sehr gründlichen Musterung, entdeckte jedoch nicht die kleinste Kleinigkeit, die für ihn wertvoll gewesen wäre. Schließlich gab er das Suchen auf.

„Und das Zimmer der Schwester Morrifsons?“ fragte er unverfroren.

„Das ist leider schon wieder vergeben“, meinte die Pensionsinhaberin kühl.

„Vielleicht könnte ich es trotzdem sehen. — Wer wohnt denn dort?“

„Ein Offizier. — Aber ich möchte doch bitten, daß Sie meine Gäste nicht stören. Ihr Verlangen geht wirklich zu weit“, sagte die Dame etwas ungeduldig.

Schaper war so leicht nicht abzuschütteln. „Sie wissen nicht, gnädige Frau, was bei der Untersuchung, die ich führe, alles auf dem Spiel

steht“, erklärte er ernst. „Mit dem Offizier werde ich mich schon auseinandersetzen.“ —

Der Oberleutnant, ein Feldartillerist, der zu der Hochzeit eines Freundes von Stettin herübergekommen war, saß gerade beim Morgenkaffee. Schaper stellte sich vor und brachte dann seine Bitte an.

„Aber gewiß gestatte ich das“, meinte der Oberleutnant liebenswürdig. „Bitte — das Zimmer steht Ihnen zur Verfügung.“

Wieder begann dieses peinlich genaue Absuchen. Der kaminartige Ofen, die Fächer des Schreibtisches, des Waschtisches, die Schreibunterlage, der Papierkorb — nichts blieb verschont. Wieder vergeblich. Schon wollte Schaper sich verabschieden, als der Offizier, der den Detektiv mit leicht begreiflichem Interesse beobachtet hatte, etwas von oben herab sagte:

„Als Sie vorhin den leeren Papierkorb aufgehoben und hineinschauten, flatterte ein Schnitzel unter den Sessel da —“

Schon hatte Schaper das Papierstückchen in der Hand. Es war der obere Teil eines Briefumschlages mit der halben, entwerteten Marke. Und auf dieser mitten durchgerissenen Marke war noch deutlich der Absendeort des Stempels zu lesen.

Dem Detektiv gab es einen förmlichen Ruck durch den Körper.

Nein, das war keine Sinnestäuschung — da stand klar und deutlich — „Sauben“.

Zehn Minuten später saß Fritz Schaper wie-

der in seinem Arbeitszimmer vor seinem Schreibtisch. Auf dem roten Tuchbezug lagen all die Papiere ausgebreitet, die den Fall des „grauen Gespenstes“ betrafen: Das erste Schreiben des Privatgelehrten, die eigenen Aufzeichnungen des Detektivs über seinen Besuch in dem Städtchen und bei Wernicke, und schließlich die beiden Briefe, in denen die beiden Männer sich gegenseitig verdächtigten.

Der Detektiv hatte sich eine Zigarre angezündet und blies langsam die blauen Rauchwölchchen von sich. Seine Gedanken umspielten ununterbrochen dieses eine Rätsel: Wie kam das Papierstückchen, dieser Ueberrest eines aus Gauben stammenden Briefes, in den Papierkorb jenes Zimmers? Die Pensionsinhaberin hatte ihm versichert, daß bei ihr noch nie jemand aus Gauben gewohnt habe. Sie kenne das Nest gar nicht. Weiter hatte er sie dann gefragt, wer vor dem angeblichen Fräulein Morrison das Zimmer innegehabt habe. — Eine Argentinierin einen Monat lang, deren Gatte zur preussischen Armee abkommandiert war. Die Dame habe stets nur Briefe aus der Heimat erhalten. —

Mithin: Wie war der Schnitzel in den Papierkorb geraten, wie — wie? — Eigentlich gab es nur eine Lösung, die ihm aber so weithergeholt schien, daß er sie immer wieder verwarf. Und diese Lösung war, daß zwischen dem Fall „Albert Wendel“ und dem des „grauen Gespenstes“ irgendwelche Beziehungen bestanden! — Nahm man z. B. an, daß der Privatgelehrte Müller mit

Deprouval bekannt sei, so ließ sich das Auf-
tauchen des Brieffragmentes in der Pension der
Bellevuestraße unschwer erklären. Deprouval und
Morrisson waren ja ein und dieselbe Person. Und
konnte der angebliche Konsulatssekretär nicht den
Brief aus Gauben im Zimmer „seiner Schwester“
vernichtet, dabei aber gerade das eine Stückchen
übersehen haben?

Wohl eine Stunde verging über diesem nutz-
losen Grübeln, mit dem Fritz Schaper sein Hirn
zermartete. Er fand eine ihm zusagende Erklä-
rung nicht. Ueberhaupt — hier gab es ja noch so
manche Fragen zu lösen. Wie war z. B. Deprou-
val in den Besitz des mit dem Ausdruck des eng-
lichen Generalkonsuls versehenen Briefbogens
gelangt. Und die Hauptsache: Was hatte dieser
hartgesottene Schurke mit Charlotte Wendel vor?
Gedachte er wirklich die Erbschaft an sich zu rei-
ßen? Und wenn, auf welche Weise?

In dieser unangenehmen Lage rief er sich
seinen Bürovorsteher herbei und beriet mit diesem,
was man nun zunächst tun solle. Lemke, ein alter
Praktiker in dem vielseitigen Detektivberuf, horchte
hoch auf, als Schaper ihm die Geschichte von dem
Brieffragment erzählte. Dann rückte er mit sei-
nem Vorschlag heraus.

„Wie wär's, Herr Schaper, wenn Sie jetzt
sofort nach Gauben fahren und sich dort ein wenig
um die Mönchsabtei und ihre Bewohner küm-
mern würden? Indessen könnten wir hier mit all
unseren verfügbaren Kräften nach dem Verbleib
Deprouvals und der jungen Dame forschen lassen.

So verlieren wir keine Zeit und sind auf beiden Schauplätzen tätig.“

„Genau denselben Gedanken hatte auch ich“, meinte Schaper. „Gut. Dann geht also die Jagd auf der Eisenbahn wieder los. Doch — was hilft es?! Ich reise also mit dem Mittagszuge. Abends sieben Uhr geben Sie eine Depesche an Müller nach Sauben auf, daß ich morgen mit dem letzten Zuge dort eintreffe. Auf diese Weise habe ich die kommende Nacht und den Tag für mich. Natürlich fahre ich nicht als Fritz Schaper, sondern in irgend einer Verkleidung.“

10. Kapitel.

Nächtliche Vorbereitungen.

Die kleine Bahnstation Bergewo in Pommern liegt etwa drei Meilen von dem Städtchen Sauben entfernt. — Aus dem Zuge, der kurz nach acht Uhr abends, von Berlin kommend, in dem Marktflecken eintrifft, stieg ein älterer, in einen dunklen Pelerinenmantel gekleideter Herr aus, der mit seiner goldenen Brille, dem wenig gepflegten Vollbart und der vornübergebeugten Haltung wie ein Dorfschulmeister aussah. Das bescheidene Männchen, das nur eine beschabte

Handtasche bei sich trug, schaute sich suchend um, worauf es den Bahnsteig verließ und der Chaussee zustrebte.

Rüstig schritt Schaper, denn niemand anders als der Detektiv war der Alte, dahin. Die Chaussee lag völlig verlassen da. Die Nacht war dunkel, der Himmel mit leichten Wolken bedeckt. Das störte den Detektiv nicht. Er hatte sich längst an nächtliche Einsamkeit gewöhnt.

Die Mönchsabtei befand sich auf der anderen Seite der Stadt. Soweit hatte Schaper den Situationsplan noch von seinem ersten Besuche in Gauen her im Kopf. So bog er denn von der Chaussee auf ein abgeerntetes Roggenfeld ab und umging in großem Bogen den Ort. Nach einer guten halben Stunde war er dann an der rückwärtigen Mauer des einsamen Gehöftes angelangt.

Schaper blieb stehen und lauschte. Jenseits der hohen Steinmauer, deren Feldsteine dicht mit einer grünen Mooschicht bedeckt waren, hatte er ein Geräusch gehört. Es klang wie das Knarren von Balken, die hin und herbewegt wurden.

Der Detektiv stand jetzt im Schutze eines Gestrüpps von wilden Rosen, die sich zum Teil an einem verkrüppelten Birnbaum hochgerankt hatten und ihm daher vorzügliche Deckung boten. Langsam zog er seinen Pelerinmantel aus, faltete ihn zusammen und legte ihn vor sich auf den Boden. Dasselbe tat er mit dem grauen Anzug, den er über einen anderen, etwas engeren und dunkler gefärbten gezogen hatte. Darauf entnahm

er seiner Reisetasche eine erdfarbene, weiche Reisesemüße und vertauschte sie gegen den schwarzen, steifen Hut. Auch die Brille wanderte als oberstes Stück auf den Kleiderhaufen. Alle übrigen Requisiten seines Handwerks trug Fritz Schaper bei sich: die Mehrladepistole, die elektrische Taschenlampe, ein Taschenstemmeisen und ein paar feingearbeitete Nachschlüssel. — Auf seine dünnsohligen Schnürstiefel konnte er sich verlassen. Die knarnten nicht.

Lautlos, wie ein Schatten, huschte er nun auf die Mauer zu. Da — wieder dasselbe Geräusch. Er stand eine Weile und horchte. In unregelmäßigen Zwischenräumen wiederholte sich dieses dumpfe Knarren. Bisweilen krachte es auch wie von brechendem Holz. — Es half nichts. Er mußte hinüber. — So suchte er sich denn eine bequeme Stelle aus, wo er die Mauer unschwer übersteigen konnte.

Fünf Minuten später lag er acht Meter von der Prior-Kapelle entfernt in einem dichten Gebüsch und starrte unverwandt nach dem halbverfallenen Gemäuer hinüber. Ein paar Gestalten bewegten sich dort. Hin und wieder blitzte auch der Lichtschein einer Laterne auf. Dann knarnten Balken, ertönten dumpfe Schläge. Er hörte auch leise Sprechen. Aber die Worte verstand er nicht. Jetzt schleppten zwei Mann eine Leiter zur Eingangstür der Kapelle, während ein dritter ihnen leuchtete. Die Leiter wurde ausgerichtet, und einer der Männer kletterte bis zu dem spitzen, schweren Ziegeldach empor. Rasselnde, quietschende Töne.

— Eine Säge, dachte Schaper. — Und dann vernahm er ein leises Richern, etwas wie ein schadenfrohes Lachen.

Der Detektiv hielt den Atem an. Wo hatte er nur dieses teuflische Richern schon gehört, wo nur, wo? — Da, wieder dieses halb unterdrückte, widerliche Gelächter. Und der heimliche Lauscher sann und sann. Kein Zweifel, dem Mann dort war er bereits begegnet, und zwar hatte er dieses niederträchtige Richern bei einem Anlaß vernommen, bei dem er beruflich tätig gewesen war.

Da wurden Friß Schapers Gedanken durch die Vorgänge bei der kleinen Prior-Kapelle wieder abgelenkt. Die drei Männer dort schafften jetzt die Leiter fort. Man merkte, daß sie bemüht waren, möglichst wenig Geräusch zu machen. Still schritten sie mit ihrer Last durch die Gänge des Gartens hin und lehnten die Leiter dann an die Rückwand des Hauptgebäudes, wo sie sie stehen ließen. Der Detektiv, der ihnen nachgeschlichen war, bemerkte jetzt, wie sie durch die Hintertür in das Haus schlüpfen. Und gleich darauf hörte er auch das Kreischen eines Schlüssels, der zweimal im Schloß herumgedreht wurde.

Längere Zeit umkreiste er dann noch das Haus um festzustellen, ob etwa der dritte der Männer die Mönchsabtei wieder verließ. Aber alles blieb ruhig. Nur zwei Fenster in der ersten Etage zeigten sich erleuchtet. Diese waren jedoch mit dichten Vorhängen verschlossen, so daß Schaper den Gedanken, einen hohen Baum des Parkes

als Beobachtungsposten zu erklettern, schnell wieder fallen ließ. Die Leiter, die ihm diesen Plan erleichtert hätte, nützte ihm nichts. Sie war für einen einzelnen Menschen zu schwer, wie er schon ausprobiert hatte.

„Die Zeit ist gekommen“, dachte der einsame Lauscher und schlich im Schatten der Baumgruppen unhörbar auf die Kapelle zu. Im Eingang derselben blieb er einen Moment stehen und schaute sich um. Nichts — nichts. Still und schweigend lag der große Garten da.

Fritz Schaper lächelte. Das war doch die Stunde der Gespenster?! Wo blieb denn nun der graue Geist, der hier sein Anwesen treiben sollte?! — Und ruhig drückte der Detektiv den Schieber seiner Taschenlampe hoch, so daß urplötzlich ein heller Lichtkegel in den Innenraum des verwahrlosten Gotteshauses fiel. Eilig durchschritt er jetzt die Kapelle und machte erst vor der Rückwand des Sakristei-Anbaues halt. Er kannte ja die Vertikalität. Zum zweiten Mal befand er sich nun in dieser baufälligen Ruine. Heute wollte er sich die Entdeckung, die er schon damals in jener Nacht, nach seinem Besuch bei dem Kaufmann Wernicke, gemacht hatte, genauer ansehen. — — Dort an der Rückwand erhob sich ein großer Schrank, hergestellt aus festen Eichenbrettern. Die Tür hing nur noch in einem Gelenk und lehnte mit der oberen Kante altersschwach an der Mauer. Dieser Schrank, der mit dicken eisernen Klammern, wie für die Ewigkeit, an der getünchten Wand befestigt war, hatte früher fraglos die

Altargeräte und die Messgewänder enthalten. Jetzt war er völlig leer. Selbst die Zwischenbretter fehlten. Nur deren Stützen waren noch vorhanden.

Schaper faßte mit der rechten Hand in die obere hintere Ecke, und mit einem Mal bewegte sich die hölzerne Rückwand mit leisem Geräusch nach rückwärts und gab eine dunkle, gähnende Oeffnung frei. Gebückt schlüpfte der Detektiv ein und schob die geheime Tür wieder zu. Er befand sich jetzt in einem schmalen, gemauerten Gang, der wie eine Kellertreppe steil abwärts führte. Ohne sich um die verstaubten Spinnweben, die kreuz und quer über die enge Stiege gespannt waren, zu kümmern, eilte er die Stufen hinab, die noch recht gut erhalten waren. Am Fuße der Treppe blieb er stehen und ließ den Lichtschein seiner Laterne langsam über die einzelnen, mit Staub fingerhoch bedeckten Stufen hingleiten. Deutlich waren in dieser grauen Staubschicht eine ganze Anzahl von Fußspuren eingedrückt.

„Aha“, brummte Schaper vor sich hin. „Dies ist also der Ort, wohin der Geist so geheimnisvoll verschwindet. — Nun, wollen sehen, ob dieses geheime Versteck uns noch mehr verrät.“

Der Gang verlief jetzt in gerader Richtung weiter. Nach ungefähr zwanzig Metern wurde eine zweite, bedeutend schmalere Treppe sichtbar, die in die Höhe führte und vor einer niedrigen Tür endete, deren Verschlußmechanismus hier auf dieser Seite ganz frei lag und aus einer Anzahl eiserner Schieber, die offenbar frisch geölt waren,

bestand. Der Detektiv brauchte nicht lange zu probieren. Schon öffnete sich das Türchen geräuschlos nach innen. Vorsichtigerweise hatte der nächtliche Eindringling die Laterne vorher ausgeknipst. Atemlos lauschte er jetzt in die Finsternis hinein. Nichts regte sich. Minutenlang verharrte er in derselben Stellung. Da erst wagte er Licht zu machen. Der weiße Kegel beleuchtete die getäfelte Wand eines breiten Korridors. Und einen Teil dieser Täfelung bildete die niedrige Tür zu dem verborgenen Verbindungsweg nach der Prior-Kapelle.

Schaper wußte genug. Lautlos, wie er gekommen, verschwand er wieder. Gleich darauf tauchte er im Innenraum der Kapelle auf.

„Möchte nur wissen, was die drei hier zu sägen und zu hämmern hatten“, dachte er mißtrauisch und beleuchtete überall die Wände und auch die Decke, die von dem spitzzulaufenden Dach gebildet wurde. Wie er dann den mit Schutt und Fußbodentrümmern bestreuten Boden absuchte, fand er gerade unter einem der Fenster, deren Glasscheiben längst herausgefallen waren, ein kleines Häufchen Sägemehl. Noch vier andere solcher Häufchen des gelblichen Holzpulvers entdeckte er, und alle diese lagen gerade unter den durch Wind und Wetter völlig aus ihrer Lage verschobenen Hauptstützbalken des Daches.

Schaper war mit einem Mal sehr nachdenklich geworden. Und dann kletterte er kurz entschlossen an dem Fensterkreuz empor und beleuchtete den einen der Stützbalken. Als er, bestaubt und be-

schmußt und mit zerschundenen Händen, wieder zu ebener Erde angelangt war, lag in seinen Augen ein drohendes Flimmern.

„Unglaublich — unglaublich!“ murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin. „Doch — ich muß Gewißheit haben —“

Nunmehr umschritt er langsam von außen das alte Bauwerk, welches stellenweise so dicht mit Efeu überwuchert war, daß die grünen Blätter einen undurchdringlichen Vorhang bildeten. Trotzdem tastete Frix Schapers Hand Zentimeter für Zentimeter die Mauer ab. Da, wie er an die Rückseite gekommen war, umspannten seine Finger plötzlich einen dicken Strick, der anscheinend vom Dache herunterhing. Es war derselbe Strick, den des Detektivs scharfe Augen, oben um den mittelsten Dachträger geschlungen, bemerkt hatten. —

Die Nacht verbrachte Frix Schaper in einem nahen Getreideschober. Eingehüllt in seinen Mantel, schlief er traumlos und fest. Gegen neun Uhr morgens erwachte er. Nachdem er den zweiten Anzug wieder übergestreift und sich, so gut es ging, gesäubert hatte, schritt er auf Umwegen der Schauffsee zu und wanderte bis zum nächsten größeren Dorfe, das eine Postagentur besaß. Hier gab er eine Depesche an seinen Bürovorsteher auf.

„Erwarte Hiller und Maschke mit Schließzeug abends Bahnhof Zergewo. — Schaper.“

Das Telegramm wurde sofort expediert.

Dann fragte der Detektiv den Lehrer, der die Postagentur verwaltete, nach dem besten Gasthaus

des Dorfes. Er hatte ja noch reichlich Zeit und wollte mit möglichst frischen Kräften den Ereignissen entgegengehen, die seiner in der folgenden Nacht warteten.

11. Kapitel.

Nie geahnte Ueberraschungen.

Erst nachmittags gegen vier Uhr verließ der Detektiv das Kirchdorf und schlug den Weg nach Bergewo ein. Dieser führte zum Teil durch einen dichten Wald. Hier suchte er sich ein verstecktes Plätzchen und nahm dort mit seinem äußeren Menschen eine gründliche Umwandlung vor. Der eine Anzug, ebenso die Pelz- und die Mantelstücke wanderten eng zusammengerollt in die Handtasche. Den schwarzen Filzhut behielt er auf. Das war eine zu alltägliche Kopfbedeckung, um ihn verraten zu können. Die goldene Brille wurde gegen einen Nickelkneifer ausgetauscht, ebenso die graue Perücke und der Bart gegen solchen von blonder Farbe.

Der, der nun hinter den Büschen hervortrat und seinen Weg nach Bergewo fortsetzte, hatte mit dem alten Herrn vom Abend vorher nicht die geringste Aehnlichkeit mehr. Mithin war es aus-

geschlossen, daß die Bewohner der Mönchsabtei selbst nur durch ein Spiel des Zufalls davon erfuhren, daß der Detektiv schon einen ganzen Tag in der Umgegend von Gauben geweilt hatte, ehe er sich bei ihnen vorstellte.

Als abends kurz nach acht Uhr der Berliner Personenzug in Bergewo einlief, stand Schaper auf dem Bahnsteig, gemächlich eine Zigarre rauchend. Aus einem Abteil dritter Klasse stiegen jetzt zwei Herren aus, die sich erst suchend umschauten, dann vor dem blonden Fremden mit dem Nickelfneifer stehen blieben und anscheinend etwas fragten.

Niemand bemerkte, daß Schaper einem der Leute einen Zettel zusteckte und leise dazu sagte: „Hier, Ihre Verhaltensmaßregeln.“

Laut aber fügte er hinzu:

„Ja, gewiß, einen Wagen können Sie hier leicht bekommen. Der Gastwirt Schubert besitzt einen Einspänner, der bringt Sie in zwei Stunden an Ihr Ziel.“ —

Gleich darauf kletterte Schaper in ein Abteil zweiter Klasse und machte es sich in einer Ecke bequem.

Die Fahrt bis Gauben dauerte nur eine knappe halbe Stunde. Auf dem dortigen Bahnhof verließ der Detektiv den Zug und begab sich auf einem kleinen Umweg nach der Mönchsabtei, nachdem er einen Arbeiter, dem er auf der Schauffsee begegnete, in genauer Durchführung seiner Rolle als mit den örtlichen Verhältnissen Unbekannter nach dem einsamen Gehöft gefragt hatte.

Bei völliger Dunkelheit langte er vor dem Torweg an. Schon von weitem hatte er den Lichtschein einer Laterne bemerkt, der sich vor der Eingangspforte der Gartenmauer auf und ab bewegte. Jetzt sah er sich einem Manne gegenüber, der ihm zunächst in das Gesicht leuchtete und dann mürrisch sagte:

„Herr Schaper?“

„Ja, der bin ich.“

„Bitte, folgen Sie mir.“ Der Diener — nur er konnte es sein, der den Detektiv erwartet hatte — ging mit der Laterne voraus, nachdem er den Torweg wieder sorgfältig verschlossen hatte.

Im Hause angekommen, geleitete er den Gast in ein Zimmer des Erdgeschosses, in dem eine Lampe auf dem Tische brannte und ein frisch bezogenes Bett neben anderen bescheidenen Möbeln stand.

Schaper stellte seine Reisetasche beiseite, entledigte sich seines Mantels und wandte sich dann an Hartung, der abwartend an der Tür stehen geblieben war.

„Kann ich Ihren Herrn sprechen?“ fragte er, dem Manne vertraulich zunickehend.

„Herr Müller liegt zu Bett“, erwiderte der Diener kurz. „Trotzdem möchte er Sie sehen. Ich werde vorausgehen.“

Sie schritten dann den Korridor entlang an ein paar Türen vorbei. An der letzten des mit Steinfliesen belegten Ganges klopfte Hartung und öffnete auf ein leises Herein.

„Bitte, Herr Schaper.“

Dieser trat ein. In dem eisernen Feldbett richtete sich eine Gestalt mit zur Hälfte verbundenem Gesicht auf und streckte zur Begrüßung eine knochige Hand entgegen.

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind“, krächzte der Privatgelehrte mit heiserer Stimme. „Bitte setzen Sie sich zu mir“, bat der Patient darauf. „Und entschuldigen Sie bitte, daß ich Sie in dieser Weise empfangen.“

„Gut mir leid, Herr Müller, daß es Ihnen so schlecht geht“, meinte Schaper, indem er Platz nahm.

Der Kranke, der sich inzwischen wieder in die Kissen zurückgelehnt hatte, nickte matt.

„An alledem ist nur das graue Gespenst schuld“, sagte er ärgerlich.

„Hat sich dieser Geist denn in letzter Zeit wieder einmal gezeigt?“ fragte der Detektiv ganz harmlos.

„Häufiger wie früher sogar. Gestern abend erst“, krächzte der Privatgelehrte.

„Haben Sie ihn gesehen oder Ihr Diener?“ meinte Schaper gleichgültig.

„Ich?! — Ich konnte mich gestern nicht rühren, so plagte mich die Sicht. — Nein, Hartung hatte das zweifelhafte Vergnügen.“

„Um welche Zeit läßt sich denn das famose Gespenst am häufigsten blicken?“ fragte der Detektiv.

„Zumeist so zwischen zehn und zwölf Uhr. Falls Sie schon heute nacht aufpassen wollen,

würde ich Ihnen raten, sich kurz vor zehn in den Garten zu begeben.“

„Gewiß! Am liebsten schaute ich mir die sogenannte Prior-Kapelle etwas näher an.“

Müller glättete nervös die Falten der Decke.

„Davon würde ich abraten, Herr Schaper“, sagte er unruhig. „Wenn das Wesen, das hier als Gespenst auftritt, wirklich aus Fleisch und Blut besteht, so wird es sich vielleicht dadurch, daß Sie vorher das Terrain besichtigen, abschrecken lassen und nicht zum Vorschein kommen.“

Der Detektiv wußte nur zu gut, weshalb er von der Kapelle ferngehalten werden sollte. Er hatte diesen Wunsch einer Inaugenscheinnahme der Vertlichkeit ja auch nur zum Schein geäußert.

„Um, Ihre Bedenken muß ich anerkennen“, sagte er jetzt. „Lassen wir's also.“

Müller nickte befriedigt.

Schaper erhob sich. Doch Müller hielt ihn noch zurück.

„Einen Augenblick. — Ich habe noch eine Bitte. — In welcher Weise Sie gegen das graue Gespenst vorgehen, falls es sich heute zeigen sollte, ist mir gleichgültig. Nur bitte keine Gewalttat, die mir als dem Mieter dieses Grund und Bodens und als Ihrem Auftraggeber Unannehmlichkeiten bringen könnte. Am besten, Sie beschränken sich heute darauf, die Erscheinung zu beobachten, lassen sie ruhig in der Kapelle verschwinden und folgen ihr schnell. Wir erfahren so wohl am sichersten, wo der Geist eigentlich bleibt.“

Schaper kostete es jetzt wirklich Mühe, seine

Ueberraschung zu verbergen. — Kein Zweifel mehr: ihm galten die Vorbereitungen, die die drei Männer in der Nacht vorher getroffen hatten, ihm allein. Das ging klar aus dieser heuchlerischen Bitte dieses angeblichen Privatgelehrten hervor. Er sollte in die Kapelle gelockt werden, und dann — dann...

Den Detektiv überrieselte es eiskalt. Wirklich eine gütige Vorsehung hatte ihm den Gedanken eingegeben, heimlich zunächst einmal die Mönchsabtei und ihre Bewohner zu beobachten.

Seine Stimme klang gleichmütig wie zuvor, als er nun erwiderte:

„Dieselbe Absicht habe auch ich gehabt, Herr Müller. Von Gewaltanwendung, die strafrechtliche Folgen nach sich ziehen könnte, kann natürlich keine Rede sein.“

„Denn also viel Glück zur Gespensterjagd, Herr Schaper — recht viel Glück!“ —

Schaper war mit dem Diener nach dem Garten gegangen, wo er neben demselben auf einer Bank verharrte. Jetzt, bei ruhigem Nachdenken, wurde ihm das Schurkische der Handlungsweise erst recht klar. Die ganze Situation spitzte sich zu einem Racheakt auf seine Person zu, das wurde ihm immer klarer.

Eine Bewegung Hartungs riß Fritz Schaper aus seinem Brüten auf.

Er blickte empor. Vor ihnen lag der mit gelbem Riez bestreute Weg, der zu der Tür der Prior-Kapelle führte. Mildes Mondlicht überstrahlte die Umgebung, schuf geheimnisvolle Schat-

ten und reichte doch hin, um die Gestalt genau zu erkennen, die jetzt langsam, feierlich aus dem Dunkel der Lebensbaumallee hervor.

Graue, schleierartige Gewänder, die noch ein Stück hinterher schleppten, umhüllten die Erscheinung, die in gemessenem Schritt an dem Versteck der beiden vorüberkam.

Hartung spielte jetzt den vor Angst und Schrecken völlig Fassungslosen.

Inzwischen war das graue Gespenst bis dicht vor der Kapellentür gelangt.

Da litt es Fritz Schaper nicht länger auf seinem Platz. Er riß die Taschenlampe hervor und sprang auf. Der Geist drehte sich in der Tür der Kapelle um, hob warnend die Hand und war verschwunden. Keine fünf Schritt hinter ihm rastete der Detektiv in das kleine Gotteshaus.

Schaper sprang eben die drei Stufen zu der Tür empor. Das Licht der elektrischen Laterne fiel in den unwirklichen Raum hinein, traf auf die fliehende Gestalt.

Da — plötzlich — der Graue stolpert, schlägt lang mit dumpfem Krach zu Boden. Irgend ein Brett des zertrümmerten Fußbodens hat ihn zu Fall gebracht. Regungslos liegt er jetzt in dem Eingang zu der Sakristei.

Schon steht der Detektiv neben ihm.

Das Gespenst ist mit dem Kopf auf einen Stein aufgeschlagen, ist bewusstlos. Blut rinnt über sein Gesicht, das jetzt die kleine Lampe so grell bescheint. Ein Fremder, ohne Zweifel. Den Mann hat Schaper noch nie gesehen.

Mit einem Male richtet sich der Detektiv blitzschnell auf. Ueber ihm knistert und kracht es warnend in dem Gebälk des Daches. Ein Blick nach oben. Die schweren Balken scheinen sich zu bewegen.

Da erst wird er sich der furchtbaren Gefahr bewußt.

Der dicke Strick an der Rückwand der Sakristei, der Diener der draußen geblieben ist! — Daran denkt Friß Schaper. Und mit zwei Sägen steht er in dem mächtigen Eichenschrank, während hinter ihm schon der ganze Dachstuhl zusammenkracht.

Die geheime Thür schließt sich hinter dem Detektiv, der hastig durch den unterirdischen Gang eilt und dann vor der von ihm nur einen Fingerbreit geöffneten zweiten Thür lauschend stehen bleibt. Jetzt tappen eilende Schritte den nur mäßig erhellten Korridor entlang. Ein Schatten huscht vorbei und verschwindet in dem Zimmer, wo der angebliche Kranke liegt.

Schaper, die Schußwaffe in der Hand, gleitet aus seinem Versteck hervor und schleicht sich näher. So hört er jedes Wort, das die beiden da drinnen wechseln. Er lauscht und stußt sofort. Müller und der Diener sprechen englisch.

Jetzt vernimmt er eine erstaunte Stimme, die des Privatgelehrten.

„Wie meinst du das, Tom? — Inwiefern mehr Glück, als wir voraussehen konnten?“

„Weil wir gleich zwei Fliegen mit einer Klappe gefangen haben. — Also der Deprouval spielte das Gespenst vorzüglich. Als er in der

Kapellentür steht, rennt der verd. . . Detektiv hinterher. Ich schau' mir die Geschichte von außen an, weil ich merkte, daß da irgend was nicht ganz programmäßig verlaufen war. Der Schaper stand nämlich, als ich unsern schönen Blockenzug in Bewegung setzen wollte und dabei an der Tür vorbeihuschte, über eine am Boden liegende Gestalt gebeugt. — Begreifst du, Harry? Unser junger Freund war gestrauchelt und muß irgendwo hart aufgeschlagen sein, noch bevor er den rettenden Schrank erreicht hatte, durch den er spurlos verschwinden sollte. Ich nun schleunigst um die Kapelle herum und das Tau genommen und — ein starker Ruck, da krachte die Falle auch schon zusammen.“

Der andere stieß sein scheußliches, so höllisch triumphierendes Richern aus.

„Großartig, Tom, großartig! Jetzt steht die ganze Bude fraglos schon in Flammen. Meine drei chemischen Feueranzünder wirken sicher, unbedingt sicher. Da können die Herren von der superschlauen deutschen Polizei dann versuchen, aus den Brandtrümmern und den verkohlten Leichen sich ein Bild der Vorfälle zusammenzureimen. Wird ihnen schwer fallen, fürcht' ich!“

Wieder lachte er sein höhnisches, widerliches Lachen.

„Doch, Tom, nun zurück in den Garten. Wenn sie in Gauben den Feuerschein sehen, sind sie mit der Spritze bald hier. Ich bleibe im Bett. Was du zu sagen hast, weißt du ja.“

Der Detektiv huschte schleunigst davon. Die

Hauſtür war nur angelehnt. Eilig lief er auf die Lebensbaumallee zu, wo er einen leiſen, eigen- tümlichen Pfiff ausſtieß. Sofort geſellten ſich zwei Männer zu ihm, die biſher hier auf der Lauer gelegen hatten.

Der rötliche Feuerschein der brennenden Kapelle erhellte jetzt die Umgegend weithin, ſo daß Schaper und ſeine Leute ſich vorſichtig im Schatten hielten. Mit wenigen Worten hatte er ihnen die nötigen Mittheilungen gemacht.

„Die Schurken ſollen ſchon in Eiſen liegen, bevor noch die Feuerwehr hier iſt“, flüſterte er, und dann ſchlichen ſie davon. —

Tom ſtand in der Hauſtür. Plötzlich fuhr er herum. Er hatte hinter ſich ein Geräusch wie von leiſen Schritten gehört. — Zu ſpät. Kein Schrei drang mehr aus ſeiner Kehle. Ein Mann hatte ihm blißſchnell die Hand feſt auf den Mund gedrückt, ein zweiter riß ihn nieder.

Dann lag er, gebunden und mit einem Knebel zwiſchen den Zähnen, hinten an der Gartenmauer. In ſeiner Nähe ſchritt langſam ein Wächter auf und ab. —

Der Privatgelehrte oben in ſeinem Bett lauſchte. Kein Zweifel. Die Feuerwehr kam. Er hörte ſchon das Raſſeln der Räder, den Klang einer ſchrillen Glocke, deren Klöppel hin und wieder bewegt wurde.

Da — was war das? — Die Thür öffnete ſich. — Zwei Geſtalten ſtürzten auf ſein Bett zu. Er vermochte ſich nicht zu rühren. Feſſeln legten ſich um ſeine Hände.

„Hiller, reißen Sie dem Mann die Bandagen vom Gesicht“, befahl Schaper jetzt.

Der Gefangene leistete keinen Widerstand.

„Leuchten Sie!“

Hiller nahm die Lampe zur Hand und hielt sie so, daß der Lichtschein voll das bartlose Gesicht des Gefesselten traf.

Fritz Schaper beugte sich vor. Diese schmalen Lippen, dieses energische Kinn und die halb zugekniffenen Augen kannte er. Aber — wer war der Mann, wer? — Dann — er prallte förmlich zurück.

„Die Toten stehen auf!“ rief er fassungslos.

„Hiller“, wandte er sich an seinen Untergebenen, „wahrhaftig, wenn ich nicht wüßte, daß jener Amerikaner, jener Doktor Simpsear, in Berlin begraben liegt, ich würde darauf wetten, daß ich hier denselben Schurken vor mir habe. — Mann“, schrie er den Gefangenen an, „antworten Sie mir! — Wer sind Sie, wer in aller Welt?“

Doch der angebliche Privatgelehrte stierte nur immer geradeaus zu der Zimmerdecke empor. Keine Miene verzog er, kein Wort kam über seine Lippen.

12. Kapitel.

Was die Presse zu sagen wußte.

Zwei Tage später schrien die Zeitungsverkäufer in den Hauptverkehrsstraßen der Reichshauptstadt mit längst heiser gewordenen Kehlen immer wieder die Sensationstitel aus, unter denen die verschiedenen Tagesblätter Berlins den neuesten Kriminalfall behandelten.

Auch Heinz Gerster, der inzwischen wieder nach Berlin zurückgekehrt war, nachdem er sich mit der Geliebten über ihre Zukunftsabsichten ausgesprochen hatte, saß jetzt mit einer Zeitung in der Hand an einem der Marmortischen des Cafés Kranzler und überflog mit atemloser Spannung den eingehenden Bericht über dieses in seiner Art wirklich einzig dastehenden Verbrechens.

„— Erst durch das umfassende Geständnis des Komplizen des angeblichen Privatgelehrten ist jedoch das Dunkel, das noch über diesen zum Teil so geheimnisvollen Vorgängen schwebte, völlig gelüftet worden. Dieser Diener Hartung, in Wirklichkeit ein Amerikaner namens Thomas Shepperley, hat sein Geständnis wohl nur in der Hoff-

nung abgelegt, daß er dadurch mildere Richter finden dürfte. — Unsere Leser werden sich besinnen, daß vor etwa neun Monaten das kleine märkische Städtchen Buckow der Schauplatz einer Kriminalaffäre war, in deren Mittelpunkt als Hauptschuldiger ein gewisser Doktor Harry Sempsear stand, der sich dann bei seiner Verhaftung durch den rühmlichst bekannten Detektiv Fritz Schaper der irdischen Gerechtigkeit durch Selbstmord entzog, einen Selbstmord, welcher scheinbar durch ein Kügelchen Zyankali ausgeführt wurde. Scheinbar! — Tatsächlich brachte sich Sempsear jedoch nur ein ihm bekanntes chemisches Präparat bei, das die Lebensfunktionen für eine bestimmte Zeit vollkommen zum Aussetzen zwingt und dem menschlichen Körper dabei alle Merkmale des wirklich eingetretenen Todes verleiht. Bekanntlich hatte nun der Amerikaner eine Art Testament hinterlassen, in dem er bestimmt hatte, daß seine Leiche seinem Freunde Thomas Shepperley zur Bestattung ausgeliefert werden sollte. Dieser Shepperley hat es dann verstanden, durch ihm von Sempsear schon vorher bezeichnete Gegenmittel den Scheintoten wieder ins Leben zurückzurufen. Statt des Verbrechers wurde darauf ein mit Steinen gefüllter Sarg beerdigt. Das Grab ist jetzt von der Polizei geöffnet und in der That leer gefunden worden. — Sempsear, der durch das Eingreifen des Detektivs Schaper sich in seinen verbrecherischen Plänen gestört sah, suchte sich nun an diesem zu rächen. Mit Hilfe gefälschter Ausweispapiere ließ er sich mit Shepperley in dem Städt-

chen Sauben nieder und benutzte hier den unter den Einwohnern verbreiteten Aberglauben von dem zeitweiligen Auftauchen eines grauen Gespenstes in dem Garten der Mönchsabtei für seine Zwecke, indem er dem Eigentümer des einsamen Gehöftes, dem Kaufmann Wernicke, zunächst den „Geist“ zeigte, den der zur selben Zeit anscheinend erkrankte Shepperley darstellen mußte. Zur Aufklärung dieser Gespenstergeschichte wurde sodann Friß Schaper hinzuzogen. Inzwischen war der vorher genannte Charles Deproubal, der Charlotte Wendel mit Hilfe eines aus dem englischen Generalkonsulat entwendeten offiziellen Briefbogens nach Berlin gelockt hatte, mit dem jungen Mädchen heimlich bei Nacht von der Bahnstation Zergewo aus in der Mönchsabtei eingetroffen, wo ihr Simpsear als ihr Onkel vorgestellt wurde, der sich vor den Nachstellungen hartnäckiger Feinde dorthin geflüchtet haben sollte. Charlotte Wendel wurde ein ganzer Roman erzählt, der so geschickt erdichtet war, daß sie alles blindlings glaubte und sich in einem Zimmer des Obergeschosses verborgen hielt, wie dies von ihr verlangt wurde, angeblich, damit ihres Onkels Feinde dessen Fährte nicht entdecken sollten. Das Weitere wissen unsere Leser bereits aus dem ersten Teil dieses Berichtes — wie die drei Verbündeten, Simpsear, Shepperley und Deproubal, die schon früher miteinander befreundet gewesen und in ständigem Briefwechsel geblieben waren, das Dach der Kapelle so herrichteten, daß es durch einen Ruck an dem Tau einstürzen und infolge

der unter den Balken angebrachten chemischen Zündstoffe, die durch Zerbrechen von dünnen Glasröhren in Brand geraten, sofort auch in Flammen aufgehen mußte. Der Anschlag mißglückte jedoch. Deprouval fand den Tod in der brennenden Ruine, die beiden anderen Verbrecher wurden festgenommen und Charlotte Wendel, die eine halbe Gefangene gewesen war, befreit. — Es bleibt nur noch nachzuholen, welche Absichten Deprouval mit dem jungen Mädchen gehabt hat. Da er sie schlauer Weise veranlaßt hatte, all ihre Legitimationspapiere mitzubringen, da er ferner wußte, daß nur dem alten Weiblein in dem Danziger Armenhaus etwas über den Aufenthaltsort des jungen Mädchens bekannt war, jener Frau, der er durch sein Geldgeschenk für immer den Mund verschlossen zu haben glaubte, so gedachte er, wie Thomas Shepperley gleichfalls eingestanden hat, Charlotte Wendel sehr bald zu beseitigen und im Garten der Mönchsabtei zu verscharren. An ihrer Stelle sollte dann irgend ein anderes gleichaltriges Mädchen, das er durch Bestechung für seine Pläne gewinnen wollte, sich als Erbin melden, die durch die Ausweisepapiere als die Nichte Albert Wendels auch anerkannt wäre und den Nachlaß erhalten hätte, den Charles Deprouval dann mit seinen Helfershelfern zu teilen beabsichtigte. Fraglos wären all diese schurkischen Pläne geglückt, die ja bis ins einzelne sehr sorgfältig vorbereitet waren, wenn nicht Timpsear und seinen Genossen der Mann wieder rechtzeitig die Larve vom Gesicht gerissen

hätte, der schon damals dem Amerikaner die Verübung weiterer Untaten unmöglich gemacht hatte. Und dieser Mann ist kein anderer als Fritz Schaper, unser genialer Privatdetektiv. Jedenfalls haben die Behörden Vorsorge getroffen, daß dieses Mal Doktor Harry Timpsear der Berechtigung kein Schnippchen schlägt. Sein Haupt dürfte dem Henker verfallen sein. Steht doch auf seinem Schuldkonto nicht allein der Fall „der Mumie der Königin Semenostriß“, sondern auch der des „grauen Gespenstes“. Das Richtbeil wird so die Erde endlich von einem Scheusal befreien, das in seiner Person ebenso viel glänzende wissenschaftliche Fähigkeiten, besonders auf dem Gebiete der Chemie, wie unerhörtes verbrecherisches Raffinement vereinte.“

E n d e.